

Aufsätze und Bücher.

1. Allgemeines. Geschichte der Philosophie.

1. Brunner, August, S. J., Die Grundfragen der Philosophie. Ein systematischer Aufbau. kl. 8^o (XIV u. 293 S.) Freiburg 1933, Herder. *M* 3.50; geb. *M* 4.80. — In dem Buche wurde versucht, eine kurze, übersichtliche Darstellung der Philosophie in ihren wichtigsten Fragen zu geben, die durch Klarheit und möglichste Vermeidung von schwierigen Fachausdrücken auch dem Nichtfachmanne zugänglich wäre. Der Untertitel weist auf das Bestreben hin, den Zusammenhang der Fragen unter sich und mit der Seinsidee überall hervortreten zu lassen und so die Ganzheit zu zeigen, in der Philosophie allein wirklich lebt. Diese Ganzheit wird aber als gestufte, in sich analoge nachgewiesen. Auf die heute bedeutenden und drängenden Probleme wurde durchgehend Rücksicht genommen. Deswegen wurde auch ein eigener Teil der Untersuchung der Struktur und des philosophischen Erkenntniswertes der Geistes- und Naturwissenschaften gewidmet, wie auch ihr verschiedener Zugang zum Gegenstande, Verstehen und Erklären, behandelt. Nach einer Einleitung über Wesen und Sinn der Philosophie enthält das Buch folgende Teile: Erkenntnis und Wahrheit; allgemeine Seinslehre; die empirischen Seinsstufen; Philosophie der Wissenschaft; natürliche Gotteslehre; Ethik. Wegen des systematischen Aufbaus dürfte sich das Werk auch als Handbuch für einen 1—2jährigen philosophischen Lehrgang und für philosophische Kurse eignen. Brunner.

2. Grassi, E., Il problema della metafisica platonica. kl. 8^o (228 S.) Bari 1932, Laterza. *L* 14.— G. sucht durch eine Interpretation des Menon die überlieferte Deutung der platonischen Metaphysik als unhaltbar zu erweisen und an deren Stelle eine Erklärung zu setzen, die sich der Fundamentalontologie Heideggers sehr zu nähern scheint. So erinnert z. B. die ἀνάμνησις in der Deutung G.s stark an das „vorgängige Seinsverständnis“ Heideggers, das εἶδος etwa an die „Seinsverfassung“ des Seienden, die immer schon verstanden und doch immer fraglich ist. de Vries.

3. Kelsen, Hans, Die Platonische Gerechtigkeit: Kant-Studien 38 (1933) 91—117. — Im Anschluß an die neue Platonliteratur (Hoffmann, Howald, Friedländer u. a.) stellt K. die zentrale Bedeutung der Gerechtigkeitslehre im Forschen und Streben Platons dar. Platons Dualismus hat seine Wurzel in der Ethik, der Spekulation über Gut—Böse. Seine Jugenderfahrung mit dem „Eros“, den er mit beispielloser Energie zu meistern bemüht ist, und der damit verschwisterte Drang zur Macht über Menschen treibt ihn zur Tätigkeit und gibt seinem Dualismus eine optimistische Wendung. Er ist nicht theoretischer Philosoph, sondern wird ein „Herrenmensch“, dem die Wissenschaft nur Mittel zum Zweck ist und der der Staatsräson die Sittlichkeit unterordnet. — Die Gerechtigkeitsidee steht im engen Bund mit der Vergeltung im Jenseits, die nicht in der Wissenschaft, sondern im religiösen Mythos verankert ist. Je älter Plato wird, desto mehr tritt der religiöse Einschlag in der Gerechtigkeitsidee als dem idealen Guten der Gemeinschaft hervor. Eine ideale und absolute Gerechtigkeit kann es hier nicht geben, sondern nur Lösung der Interessenkonflikte durch Kampf oder Kompromiß. Aber die Sehnsucht nach der Gerechtigkeit läßt sich nicht ausrotten. Und die Menschheit

wird, unzufrieden mit der Skepsis, immer wieder, sei es auch durch Blut und Tränen, den Weg suchen, den Platon gegangen, den Weg der Religion.

4. Becker, A., Die Aristotelische Theorie der Möglichkeitschlüsse. 8^o (98 S.) Berlin 1933, Junker u. Dünnhaupt. *M* 3.80. — B. gibt eine überaus gründliche und scharfsinnige Analyse der aristotelischen Theorie von den sogenannten modalen Schlüssen (*Anal. priora* 1, 13—22). Die Übertragung der zum Teil ziemlich verwickelten Schlußformen in die Zeichensprache der Logistik erleichtert die Übersicht. Durch die klar durchgeführte Unterscheidung des doppelten Sinnes von ἐνδέχασθαι, durch die Annahme, daß die Modalitätspartikeln nicht zum ganzen Satz (zur Kopula), sondern zum Prädikat zu ziehen sind, ferner durch Verbesserung einiger mit guten Gründen angenommener Textverderbnisse gelingt es B., fast überall die Folgerichtigkeit der aristotelischen Ausführungen nachzuweisen. Die noch übrigbleibenden Unvollkommenheiten erklärt er daraus, daß wir es in diesen Ausführungen mit einem unvollendet gebliebenen Entwurf des Aristoteles zu tun haben.

5. Hufnagel, A., Intuition und Erkenntnis nach Thomas von Aquin (Veröff. der Albertus-Magnus-Akademie zu Köln, Bd. II, Heft 5/6). gr. 8^o (XXII u. 301 S.) Münster 1932, Aschendorff. *M* 14.35. — Das Werk behandelt die Frage, ob und inwieweit Thomas im Bereich unseres übersinnlichen Erkennens eine intuitive Erkenntnis im Gegensatz zur diskursiven kenne. Der einleitende Abschnitt gibt zur Einführung in den Fragenkreis eine wohlgeordnete Zusammenstellung der verschiedensten Intuitionstheorien aus Vergangenheit und Gegenwart. Dann beginnt die überaus gründliche, aus umfassender Kenntnis der Quellen schöpfende Darlegung der thomistischen Lehre. Der erste Teil bringt die Lehre über die Erkenntnis im allgemeinen: Gegenstand, Subjekt, Akt und Wahrheit der Erkenntnis. Wir finden hier eine ausgezeichnete Zusammenstellung der erkenntnismetaphysischen Grundlehren des Aquinaten. Die Vorzüge der metaphysischen Behandlungsart der Erkenntnisfragen treten klar zutage: Die Erkenntnis wird in den umfassenden Zusammenhang allen Seins eingereiht. Aber H. weist auch mit Recht auf die Nachteile hin, die sich daraus ergeben, daß diese Erkenntnismetaphysik fast nur mit allgemein-ontologischen Begriffen arbeitet: Die Erkenntnis wird so in ihrer Eigenart gerade als Erkenntnis nicht genügend gekennzeichnet. Vielleicht hätte hier vor allem auf das Fehlen des modernen Bewußtseinsbegriffs hingewiesen werden können. Wie manche jetzt auch durch Vergleich vieler Texte kaum lösbare Schwierigkeit wäre mit einem Wort beseitigt, wenn Thomas uns sagte, ob diese oder jene Species oder Tätigkeit als eine bewußte oder als eine unbewußte aufzufassen sei. — Der zweite Teil wendet sich der Intuition als besonderer Art der Erkenntnis zu. H. findet bei Thomas zwei Arten natürlicher Intuition: Die Prinzipienkenntnis und die „Wesensschau“, letztere wird mit Recht auf die in den sinnlich gegebenen Akzidenzien erschaubaren allgemeinsten Merkmale eingeschränkt; das spezifische Wesen der körperlichen Substanzen wird nur diskursiv aus den Akzidenzien erkannt. Ferner findet H. fünf Arten übernatürlicher „Intuition“: Die affektive Gottschau, die Akte des *donum intellectus* und *donum scientiae*, die Ekstase und die prophetische Vision. Gerade diese Darlegungen bieten manches Neue. — Das Schlußkapitel bringt u. a. einen lehrreichen Vergleich der thomistischen Auffassung der Wesenserkenntnis mit der Wesensschau Husserls.

6. Spanische Forschungen der Görresgesellschaft. 1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit K. Beyerle und G. Schreiber herausg. von H. Finke. 3. Bd. gr. 8^o (460 S. u. 3 Bildtafeln) Münster i. W. 1931, Aschendorff. *M* 20.50; geb. *M* 23.— Den beiden ersten Bänden dieser jüngsten Publikationsreihe der Görresgesellschaft, die in dieser Zeitschrift (Schol 7 [1932] 93—95) bereits eingehend gewürdigt wurden, reiht sich der vorliegende 3. Band mit den Beiträgen Obermaiers, Pfandls, Buschbells, Götz Briefs' usw., würdig an. Für das engere Arbeitsgebiet dieser Zeitschrift kommen besonders die beiden Aufsätze von Eschweiler und Stegmüller in Betracht. Es Aufsatz „Roderigo de Arriaga S. J.“, ein gründlich gearbeiteter Beitrag zur Geschichte der Neublüte der Scholastik, stellt nur die erste Hälfte einer Arbeit dar, deren baldige Fortsetzung er ankündigt. Deshalb wird man eine Würdigung zweckmäßig bis zum Erscheinen der ganzen Arbeit verschieben. Stegmüller betont zu Beginn seines Beitrages „Zur Literaturgeschichte der Philosophie und Theologie an den Universitäten Evora und Coimbra im 16. Jahrhundert“, daß für Salamanca und Alcalá dank der Forschungen von Ehrle und Heredia die literarhistorischen Vorbedingungen gegeben sind, so daß jetzt die problemgeschichtliche Forschung einsetzen kann. Anders bei Evora und Coimbra, deren Literargeschichte in der betr. Periode noch sehr in Dunkel gehüllt ist, obschon sie über die Vorgeschichte des Molinismus, die Frühgeschichte der Jesuitenmoral wertvollen Aufschluß geben könnte. Mit Recht bemerkt hier St.: „Diese geistesgeschichtlichen Themen können solange nicht mit Erfolg behandelt werden, als die literarhistorischen Voraussetzungen nicht gegeben sind: Geistesgeschichte ohne Literaturgeschichte, Problemgeschichte ohne Quellenkunde ergibt nur Konstruktionen, bestenfalls Konjekturen.“ In dieser Einstellung, die dem Rezensenten mit dem Verf. gemeinsam ist, wird man St. dankbar sein für die Übersicht über die Lehrer an den Universitäten Evora und Coimbra in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts und ihr handschriftlich noch vorhandenes Lehrgut, die St. auf Grund mühevoller Archivstudien als Handreichung für die kommende geistesgeschichtliche Forschung hier bietet.

Hentrich.

7. Jansen, B., Deutsche Jesuiten-Philosophen des 18. Jahrhunderts in ihrer Stellung zur neuzeitlichen Naturauffassung: *ZKathTh* 57 (1933) 384—410. — Ders., Die Stellung der christlichen Denker zur neuzeitlichen Naturauffassung: *StimmZeit* 125 (1933 II) 95—107. — Die Aufsätze eröffnen uns sehr lehrreiche Einblicke in eine Zeit des Niedergangs scholastischer Philosophie, die zwar wenig bekannt ist, deren Betrachtung aber wohl geeignet erscheint, die Bedingungen der Blüte und die Gefahren des Niedergangs, wie sie sich aus der Eigenart der scholastischen Philosophie ergeben, jedem klar vor Augen zu stellen, der aus der Geschichte zu lernen bereit ist. Wenn in der Auseinandersetzung mit der neuen Naturwissenschaft und Philosophie im 17. und 18. Jahrhundert die einen starr und unterschiedslos an allen, wenn auch noch so zeitgeschichtlich bedingten Lehren des Aristoteles und des Mittelalters festhalten, andere sich mit Aufgabe besten scholastischen Erbgutes nur allzusehr von dem mechanistischen Weltbild der Zeit blenden lassen, so vermißt man bei beiden den rechten Blick für das wirklich Große und Wesentliche der scholastischen Metaphysik. Diese war eben allzusehr erstarrt, in lebensfremden Spitzfindigkeiten und Schulstreitereien untergegangen.

gen und unheilvoll mit veralteten physikalischen Anschauungen verquickt. So ist es nicht zu verwundern, daß auch die verhältnismäßig wenigen, die grundsätzlich die Zeitaufgaben der Scholastik recht verstanden, trotz des besten Willens der Größe dieser Aufgabe nicht gewachsen waren und über einen mehr oder weniger schwächlichen Eklektizismus nicht hinaus kamen. — Wir erwarten mit Spannung die von J. angekündigte zusammenhängende Darstellung dieser trotz allem so interessanten Zeit der scholastischen Philosophie.

8. Zamboni, G., Studi' esegetici, critici, comparativi sulla Critica della Ragione pura. gr. 8^o (326 S.) Verona 1932, La Tipografica Veronese. L 20.—. — Ein gründliches, tiefeindringendes Werk, das in ernsthafter Auseinandersetzung mit den Problemen Kant philosophisch zu überwinden sucht. Schon die durchaus selbständige Methode sichert dem Buch seinen Platz innerhalb des scholastischen Schrifttums über Kant. Z. beginnt mit einer kritischen Untersuchung der transzendentalen Dialektik, besonders der Abschnitte über die Gottesbeweise. Er sucht zu verstehen, aus welcher Geisteshaltung und welchen Voraussetzungen Kant zur Ablehnung der Metaphysik kommen mußte. Dann erst geht er rückwärts zur Analytik und Ästhetik, um dort die entscheidenden Mängel der kantischen Bewußtseinsanalyse aufzudecken, aus denen die der Metaphysik so abträgliche Geisteshaltung hervorgeht. Im Mittelpunkt der Kritik Z.s steht der Gedanke, daß Kant zum Aufbau seiner Welt nur empiristisch verstandene sinnliche Erscheinungen und im Geist des Rationalismus aufgefaßte logische Begriffe hat, daß er aber die Erfassung des Wesens im gegebenen Inhalt und vor allem die im Bewußtsein sich darbietende ontologische Erfahrung des eigenen „actus essendi“ vernachlässigt. So tritt an Stelle des thomistischen Begriffs des *actus essendi* ein rationalistisch veräußerlichter Begriff des „Daseins“, der tatsächlich eine der Kritik standhaltende metaphysische Gottes- und Seelenlehre von vornherein unmöglich macht. Z. hat hier gewiß einen tiefgehenden Unterschied zwischen thomistischer und rationalistischer Metaphysik feinfühlig aufgedeckt. Selbst unter gleichen Ausdrücken birgt sich oft ein grundverschiedener geistiger Gehalt. Man fühlt das unwillkürlich, aber es ist so überaus schwer, die letzten Quellen dieser verschiedenen Einstellung klar herauszustellen. Auch Z. scheint es nicht ganz gelungen zu sein. Der Begriff des „actus essendi“ in der eigenartigen Fassung, die Z. für die echt thomistische hält, ist vielleicht doch in den Gegebenheiten des Bewußtseins nicht hinreichend begründet, jedenfalls schwerlich unmittelbar. Wenn aber auch diese Gedanken noch weiterer Klärung bedürfen, so ist es doch das Verdienst Z.s, auf diese so oft übersehenen Probleme zuerst nachdrücklich hingewiesen zu haben.

de Vr.

9. Hegel, G. W. Fr., Vorlesungen über die Ästhetik. 1. Halbb.: Die Idee und das Ideal (Sämtl. Werke hrsg. von G. Lasson. Bd. X a; Phil. Bibl. Bd. 164) 8^o (XVI u. 397 S.) Leipzig 1931, Meiner. M 15.—; geb. M 16.50. — Dieser Ausgabe liegt eine Nachschrift der Vorlesungen über die Ästhetik aus dem Jahre 1826 zugrunde; Sondergut aus den Vorlesungen des Jahres 1823 ist an passender Stelle eingefügt. Im Gegensatz zur ersten Ausgabe von Hotho hat L. sich in dankenswerter Weise bemüht, dem Vortrage Hegels die ursprüngliche Gestalt zu lassen, soweit sie sich aus Nachschriften noch erreichen läßt. Für das Studium Hegels wird darum diese Ausgabe unentbehrlich sein.

Brunner.

10. Hegel, G. W. Fr., Jenenser Realphilosophie. I. Die Vorlesungen von 1803/04. — II. Die Vorlesungen von 1805/06. Hrsg. von Joh. Hoffmeister (Sämtl. Werke Bd. XIX u. XX; Philos. Bibl. Bd. 66b u. 67). 8° (IX u. 284 S.; XII u. 290 S.) Leipzig 1932 u. 1931, Meiner. — Hoffmeister, Joh., Goethe und der deutsche Idealismus. Eine Einführung zu Hegels Realphilosophie (Phil. Bibl. Bd. 66a) 8° (VI u. 132 S.) Leipzig 1932, Meiner. Bd. 66 u. 67 je *M* 15.—; geb. je *M* 16.50. — Die Realphilosophie wird hier zum ersten Male aus den Manuskripten Hegels veröffentlicht. Besondere Bedeutung kommt der Veröffentlichung für das Studium der Entwicklung Hegels zu. Die Realphilosophie bedeutet das Freiwerden Hegels von Schelling und den Übergang zur Selbständigkeit der Phänomenologie. — Die Einführung, die der Herausgeber in einem eigenen Bändchen dazu geschrieben hat, ist ein wirkliches Hilfsmittel für den, der zur Naturphilosophie Schellings, Goethes und Hegels einen Zugang sucht. Verwandtschaften und Unterschiede der drei Arten philosophischer Naturbetrachtung treten mit großer Klarheit heraus. Ebenso hat H. der Entwicklung Hegels besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Recht gut wird sichtbar, wie Hegel sich langsam seiner großen Aufgabe bewußt wird, die Geschichte in sein philosophisches Werk mit hineinzubauen. Br.

11. Ertel, Christoph, Schellings positive Philosophie, ihr Werden und Wesen. gr. 8° (197 S.) Limburg (Lahn) 1933, Pallottiner-Verlag (nicht im Buchhandel). — Unter dem Drucke der inneren Problematik seiner Identitätsphilosophie und zugleich bestimmt von äußeren Einflüssen sieht man in dieser Arbeit Sch. sich zur positiven Philosophie hin entwickeln. Diese selbst wird nur nach ihrer prinzipiellen, nicht nach der inhaltlichen Seite hin behandelt. Die Darstellung des schwierigen Stoffes ist lichtvoll und zuverlässig. Für die Kenntnis der letzten Periode Schellings bedeutet das Buch ein wertvolles Hilfsmittel. Die Kritik beschränkt sich auf das rein Logische. Vielleicht hätte, etwa in Anschluß an K. Leese, darauf hingewiesen werden können, wie für Sch. von Anfang an der dunkle Drang und Trieb der Natur — Sch. nennt ihn Wille — der Grund des Seins war; nur meinte er wohl in der Jugend, daß alles restlos mit der Vernunft durchdringbar sei, während er später daran verzweifelte. Br.

12. Gemelli, A., und Vismara, S., O. S. B., La riforma degli studi universitari negli Stati Pontifici (1816—1824). gr. 8° (VIII u. 398 S.) Mailand 1933, Vita e Pensiero. L 25.—. — Zu einer Zeit, da wir die großzügigste Neuordnung der kirchlichen Universitätsstudien erleben, richtet sich der Blick unwillkürlich auch auf ähnliche Reformwerke in der Vergangenheit. So kann die vorliegende gründliche und quellenmäßige Darstellung der Neuordnung, die Pius VII. und Leo XII. in den Universitätsstudien im Kirchenstaat durchführten, wohl auf Interesse rechnen. Freilich scheinen bei dieser Reform zunächst die verwaltungstechnischen Maßnahmen im Vordergrund zu stehen. Aber es mußte doch auch den Studien zugute kommen, wenn durch die Unterstellung unter die zentrale Leitung die Durchführung von Mindestforderungen gewährleistet wurde, wenn die nicht mehr lebensfähigen kleinen Universitäten ohne Rücksicht auf kleinliche Sonderinteressen aufgehoben wurden und das unbeschränkte Recht, die Grade zu erteilen, den beiden großen Universitäten Rom und Bologna vorbehalten wurde. Was den Geist der Reform angeht, so war man gegenüber den aus Frankreich eingedrungenen revolutionären Ideen vor allem

auf die religiöse Grundeinstellung bedacht. Wissenschaftlich bedeutet die Reform besonders in den Naturwissenschaften einigen Fortschritt. In der Theologie und Philosophie aber blieb es beim alten, d. h. bei der im 18. Jahrhundert wahrhaftig nicht sehr hochstehenden scholastischen Methode. Im ganzen, urteilen die Verfasser, hat die Neuordnung „un bilancio discretamente attivo“ (26).

de Vries.

13. Winter, E. d., Religion und Offenbarung in der Religionsphilosophie Bernard Bolzanos (Breslauer Stud. z. hist. Theol. XX). gr. 8^o (183 S.) Breslau 1932, Müller u. Seiffert. *M* 12.—. — Aus den Schriften, dem handschriftlichen Nachlaß und den Randbemerkungen in den Büchern seiner Bibliothek, die oft sehr bezeichnend sind, hat W. ein klares, einheitliches Bild der Religionsphilosophie Bolzanos herausgearbeitet. Aus seinem einseitig mathematischen Denken heraus kam er zur Annahme der Wahrheiten an sich, die unabhängig von jedem Denken sind. Für alle uneinsichtige, vermittelte Wahrheit hatte seine rationalistische Einstellung wenig Verständnis. Nicht objektive Wahrheit ist darum nach B. Inhalt der Offenbarung. Diese ist vielmehr ausschließlich gegeben zur Förderung der Sittlichkeit und Seligkeit des Menschen. Läßt sich dieses Ziel in einem gewissen Stadium der menschlichen Entwicklung besser durch einen Irrtum erreichen, so sieht darum B. keine Schwierigkeit darin, daß Gott auch durch die Offenbarung eine Täuschung verursacht. Die Versuche, diese Lehre mit seinem katholischen Glauben in Einklang zu bringen, was ihm subjektiv wohl auch gelungen ist, sowie die Stellung Bolzanos zu andern gleichzeitigen und modernen Systemen runden das Bild ab. Im Anhang werden 112 beanstandete Thesen Bolzanos und seine Erwiderung veröffentlicht.

Brunner.

14. Lehmann, G., Die Ontologie der Gegenwart in ihren Grundgestalten. gr. 8^o (42 S.) Halle 1933, Niemeyer. *M* 1.80. — L. gibt einen dankenswerten Überblick über die vielgestaltige Ontologie der Gegenwart. Gemeinsam ist den verschiedenen Richtungen der Gegensatz gegen den rein erkenntnistheoretisch eingestellten Neukantianismus. Im übrigen aber ist mit dem Wort „Ontologie“ jeweils ein ganz verschiedener Sinn zu verbinden, je nachdem man an die Wesensontologie Husserls, an die Existenzontologie Heideggers, an die realistische Ontologie N. Hartmanns oder an die „Transzendenzontologie“ G. Jacobys denkt. L. versucht dadurch zum geschichtlichen Verständnis dieser „Ontologien“ heranzuführen, daß er ihre verschiedenen Anknüpfungspunkte in der Philosophie des 19. Jahrhunderts aufweist.

de Vries.

15. Bollnow, O. F., Über Heideggers Verhältnis zu Kant: Neue Jb 9 (1933) 222—231. — Der Artikel verfolgt die Entwicklung Heideggers von „Sein und Zeit“ über sein Kantbuch zu der Schrift „Vom Wesen des Grundes“. Schon im Kantbuche versteht H. die Möglichkeit nicht im Sinne des „ob“, also der Possibillien, sondern des „Wie“, also einer innern Struktur oder eines allgemeinen innern Gesetzes, das den einzelnen Fall ermöglicht und eine Konstruktion des Falles von innen her gestattet. So wird der einzelne Fall, das Konkrete, entwertet und damit die Wissenschaft und die Kontrolle durch eine umfassende Induktion. — Uns scheint diese Entwicklung sich folgerichtig zu ergeben, wenn man wie H. das geistesgeschichtliche Verstehen als Methode in der Philosophie anwenden will. Dies geht ebensowenig einfachhin wie das Philosophieren mit naturwissenschaftlichen Methoden.

Brunner.

16. Rideau, Émile, Les rapports de la matière et de

l'esprit dans le Bergsonisme (Bibl. de philosophie contemporaine). 8^o (XI u. 182 S.) Paris 1932, Alcan. Fr 20.— Diese Arbeit bietet mit dem von R. gleichzeitig veröffentlichten Buche *Le Dieu de Bergson* (s. f. Nr.; beide ursprünglich Doktordissertationen) einen wichtigen Beitrag zur bereits reichen Literatur über die Philosophie Bergsons. R. gruppiert den Bergsonismus um die beiden grundlegenden Begriffe von Geist und Materie, in ihrem gegenseitigen Verhältnis und ihrer Entfaltung in der Dauer betrachtet. Gleichzeitig mit der Synthese des Systems schildert er dessen chronologische Entwicklung und Klärung in den einzelnen Werken des Philosophen. Wohl klarer, als es bisher geschehen ist, zeigt R. den Fortschritt im Gedankengange Bergsons von einer noch zu statischen, realistischen Theorie der Dauer, als „Ding an sich“ gedacht (*durée en soi*), zu einer dynamischen Auffassung (*durée agissante*), die sich besonders in der Theorie des élan vital auswirkt. Wertvoll sind die Ausführungen über die Methode Bergsons und speziell über den ihm eigenen Begriff der Intuition, die R. definiert: „*connaissance dans l'amour de la supraconscience et des consciences particulières qui émanent d'elle*“ (170). Das Buch ist schön und schwingvoll geschrieben und setzt eine gründliche Kenntnis der Werke Bergsons voraus. Grausem.

17. Rideau, Émile, *Le Dieu de Bergson* (Bibl. de philosophie contemporaine). 16^o (138 S.) Paris 1932, Alcan. Fr 15.— Die kurze Arbeit ist ein Versuch einer katholischen Kritik der Religionsphilosophie Bergsons, wie sie besonders in seinem letzten Werke *Les deux sources de la morale et de la religion* vorliegt. Mit sichtlicher Sympathie bemüht sich R. zu zeigen, daß die Grundlinien des Bergsonismus in manchen Punkten mit dem Katholizismus übereinstimmen; so der „Antirationalismus“, der „optimistische Humanismus“, die Hochschätzung der christlichen Mystik. Er verkennt jedoch nicht, daß in anderen Punkten seine Lehre noch unvollendet und für einen Katholiken unbefriedigend bleibt. So betont R. Bergson gegenüber nachdrücklich die wesentliche Einordnung der christlichen Mystik in das Leben und das Dogma der Kirche, sowie auch die Bedeutung der Sünde als Faktor der Menschheitsentwicklung. Doch ließen sich nach seiner Meinung die Grundlinien des Systems in befriedigender Weise über die augenblicklichen Ergebnisse hinaus weiterführen. — Daß R. nicht mit polemischer Schärfe an die Philosophie Bergsons herantritt, wird ihm niemand übelnehmen können. Man hat jedoch den Eindruck, daß die Schattenseiten oder wenigstens Unklarheiten etwas zu furchtsam und verschwommen geschildert werden. Ist der Bergson oft vorgeworfene Antiintellektualismus wirklich nur Antirationalismus? (R. gibt übrigens zu, daß B. in den ersten Werken sich unklar und ungeschickt ausdrückt.) Läßt sich seine Theorie von dem ausschließlich mystischen Erfassen Gottes ganz in Einklang bringen mit der katholischen Lehre über die Erkennbarkeit Gottes? Ein theologisch geschulter Kritiker, wenn er auch nicht gerade in theologischer Fachsprache schreibt, müßte sich manchmal genauer und eindeutiger ausdrücken; z. B. S. 3 Anm. 5: „*La foi, attitude intérieure de la volonté, . . .*“; S. 61—69 wird die intellektuelle Einstellung der christlichen Theodizee nicht klar genug betont; ebenso S. 125—126 in der Definition der religiösen Philosophie. Mit diesen Bemerkungen, die sich vor allem auf die ungenaue Ausdrucksweise beziehen, sollen keineswegs die Verdienste der anregenden und reichhaltigen Arbeit gelegnet werden. Gr.

18. Jolivet, R., De „l'Évolution Créatrice“ aux „Deux Sources“: *RevThom* 38 (1933) 347—367. — Bergson offenbart in den „Zwei Quellen“ eine Hinwendung zur christlichen Geistigkeit, allerdings mehr im Sinne eines Schleiermacher, Amiel, Sabatier, als des Katholizismus. Verhängnisvoll wird dem Kämpfer gegen allen Denkmeechanismus, daß er sich selbst von den Denkgewohnheiten der „Schöpferischen Entwicklung“ (1907) nicht losmachen kann. Der Versuch, in den „Zwei Quellen“ die Metaphysik des „élan vital“ auf christliche Ideen anzuwenden, führt nicht zum Christentum, sondern zur Emanationslehre Plotins und — in der Auffassung des Übels — zu einem gewissen Manichäismus.

Brugger.

19. Forest, A., *La Réalité concrète chez Bergson et chez saint Thomas*: *RevThom* 38 (1933) 368—398. — Soweit sich Bergson und Thomas in ihren Antworten voneinander entfernen, so treffen sie sich doch in der Frage nach der Natur des konkreten Seins. Beide weisen jene durchgängige Entsprechung des Denkens und Seins, die zur Zerstückelung der lebendigen Einheit des Konkreten führt, zurück. Beide kommen auch darin überein, daß das Sein unserem Erkennen immer ein letztes Geheimnis vorenthält. Während jedoch Bergson die ursprüngliche Unversehrtheit des leibhaftigen Seins nur in der unmittelbaren Selbsterfahrung zu finden glaubt, gelangt Thomas, den Begriffsrealismus durch Unterscheidung der Begriffs- und Seinsordnung vermeidend, ohne gewaltsame Zurückbiegung des Denkens auf sich selbst zum Konkreten. — Der Unterschied der „abstractio formalis“ und „totalis“ ist nur eben angedeutet, hätte aber viel zur Klärung der thomistischen Auffassung beitragen können.

Br.

20. Penido, T.-L., *Réflexions sur la Theodicée bergsonienne*: *RevThom* 38 (1933) 424—452. — P. anerkennt den Versuch Bergsons in seinem letzten Werke „Die zwei Quellen der Moral und der Religion“, seine Lehre dem Christentum zu nähern, sieht sich aber nach deren eingehender Analyse zur Feststellung gezwungen, daß Bergsons Gotteslehre nicht über eine aufgelockerte „univocitas“ zwischen Gott und der Welt hinauskomme. Gott unterscheidet sich vom Geschöpf nur durch die um vieles größere Spannung derselben Qualität. Die Existenz Gottes ist nur aus dem philosophisch reduzierten Erleben der Mystiker erkennbar. Grund der Ablehnung der Gottesbeweise ist die Nichtbeachtung des analogischen Werts der metaphysischen Begriffe.

Br.

2. Literargeschichte der Scholastik.

21. Mohlberg, Cunibert, *Katalog der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich I. Mittelalterliche Handschriften. 1. und 2. Lieferung. gr. 4^o (156 S.) Zürich 1932. M 9.40.* — Das Handschriftenverzeichnis der für die Scholastik so wertvollen früheren Züricher Stadt- und Stiftsbibl., jetzt zusammengefaßt in der Zentralbibl., gibt M. in 4 Lieferungen heraus, von denen die 1. u. 2. vorliegt, die die Bestände der genannten beiden früheren Bibliotheken umfaßt. Eine dritte Lieferung soll die Hss der früheren Rheinauer Bibl. und die vierte Einleitung und Gesamtregister enthalten. Die Beschreibung der Hss ist nach den modernsten Forderungen ausgeführt, wenn auch hie und da, wie z. B. bei C 33 oder C 61, offenbar die Höhe der Druckkosten von einer eingehenderen Beschreibung absehen ließ. Aus der früheren Scho-

lastik verweise ich z. B. auf C 34, fol. 1—80^v. Dort ist eine Summa sententiarum angezeigt, die sich aus den angegebenen Incipit als der *Liber septem partium* ausweist. Da jüngst auch P. Lehmann aus der Prager Lobkowitz-Sammlung eine Hs dieser Väterstellensammlung bekannt machte (vgl. die Besprechung in diesem Heft Nr. 22), besitzen wir nun Kenntnis von neun Hss der Sammlung, die den verschiedensten Ländern angehören und somit ihre bisher noch nicht genug bekannte Bedeutung beweisen: Grabmann machte auf Paris, Bibl. nat. Cod. lat. 16528, Wien, Nationalbibl., Cod. lat. 1018 und 1290 aufmerksam, wie auf das Exzerpt in Clm 23440 (Schol. Methode II 142 ff.), P. Martin auf Oxford Bodl. Laud. 514 und Durham Cathedr. B IV 37 (RevHist-Eccl 16 [1921] 395), Geyer auf Vitry-Le-François 18 (ThRev 22 [1923] 228 f.). Von letzterem teilte dann Landgraf den Inhalt mit (ZKathTh 53 [1929] 107). Man wird daher in Zukunft bei der Frage nach den Quellen der Frühscholastiker auf diese Sammlung *Pater iste familias* noch mehr achten müssen als bisher. — In Cod. C 58 findet man, von M. noch nicht verifiziert, die *Expositio Symboli* des Simon von Tournai. Dadurch wird die Liste der bisher bekannten und jüngst von Warichez in Les Disputations de Simon de Tournai (Spicilegium Lovaniense XXXIII) veröffentlichten Hss vermehrt. Die gleiche Hs enthält fol. 102—105^v auch einen Auszug aus dem Verbum abbreviatum des Petrus Cantor. Wichtig erscheint auch C 61, der einen Teil von Abaelards Introductio enthält (fol. 53^v [nicht 33^v, wie M.] bis 60^v) und eine Überlieferung der Summa sententiarum mit anschließenden theologischen Abhandlungen, die noch genauer zu untersuchen sind, da M. nur schreibt: 43^v—53^v: Theologische Abhandlung mit Queritur und Quare. Vermutlich enthält C 111, soweit die kurzen Angaben M.s ein Urteil zulassen, die sog. Algersammlung (vgl. RechTh-AncMéd 4 [1932] 253). Eingehender müssen auch die in C 141 auf Hugos De sacramentis folgenden Fragen untersucht werden. Endlich sei aus der früheren Stiftsbibl. noch auf die neue Überlieferung der Collectio trium partium in Car C 42 wie auf Abaelards Sic et Non in Car C 162 hingewiesen. Auf mehrere wichtige Hss der Hochscholastik habe ich schon an anderer Stelle (Schol 8 [1933] 420 f.) aufmerksam gemacht. Weisweiler.

22. Lehmann, Paul, Mitteilungen aus Handschriften III (Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-hist. Abt. 1931/32, Heft 6) 8^o (66 S.) München, Beck. M 4.— L. beschreibt mit gewohnter Meisterhand die aus Deutschland mit Ausnahme Deutschböhmens stammenden Handschriften der Lobkowitzschen Sammlung in der Universitätsbibl. zu Prag. Die Hss stammen meist aus dem Prämonstratenserklöster Weißenau bei Ravensburg (Württemberg). Auch diese Bibliothek ist für die Kenntnis der Frühscholastik von größter Wichtigkeit. So enthält Lobk. 425 (s. 13) eine bisher unbekannt Summe in 7 Teilen: De s. Trinitate. Quod unus deus sit. Lobk. 431 bringt Sermones des Präpositin, die die Sammlung der Hss von Lacombe noch vermehrt. In Lobk. 444 sind die Predigten Abaelards überliefert, und Lobk. 480 enthält eine alte Hs der Summa sententiarum, die auch deshalb interessant ist, weil der ihr folgende, aber gut abgetrennte Ehetraktat „Coniugium quod et matrimonium“ ausdrücklich Walter von Mortagne zugeschrieben ist. Der Liber septem partium (vgl. die Rezension Nr. 21) befindet sich in Lobk. 481. Sehr wertvoll für die erste Frühscholastik ist auch die Summa „Omnipotens deus pater“ und die folgende Quaestio de peccato originali „Quid ad nos“, die Grabmann schon in Cod.

lat. 16528 der Pariser Nationalbibl. feststellen konnte (Schol. Methode II 143).

23. Fournier, Paul, und Gabriel Le Bras, *Histoire des collections canoniques en occident depuis les fausses décrétales jusqu'au décret de Gratien*. Tom. I. De la réforme carolingienne à la réforme grégorienne; Tom. II. De la réforme grégorienne au décret de Gratien. gr. 8° (XVI u. 463; 386 S.) Paris 1931 u. 1932, Recueil Sirey. Fr 120.—; 100.—. — Das lang erwartete Werk, das die Lücke zwischen der Entstehung der pseudoisidorischen Dekretalen und Gratian ausfüllt! Der Name Fournier bürgt dafür, daß das Werk gelungen ist. Le Bras bringt zunächst im Beginn des 1. Bandes eine sehr bemerkenswerte Zusammenfassung über die Sammlungen bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. Mit Recht hat er das Kapitel als Darlegung der Entwicklung der Sammlungen bezeichnet. Es ist und soll keine bloße Materialsammlung sein, sondern die inneren Linien der Entwicklung aufzeigen. Das ist in hohem Grade gelungen, und es ist ein Genuß, diese langen Seiten zu lesen. Gerade durch die systematische Darlegung gewinnen viele Probleme neue Klarheit. Dann enthält der zweite Teil des 1. Bandes die Geschichte Pseudo-Isidors mit der Vorgeschichte und den aus ihm entstehenden Sammlungen bis zur Gregorianischen Reform, während der zweite Band die Sammlungen bis zu Gratian behandelt. Auch hier ist auf die innere Entwicklung und die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Sammlungen großes Gewicht gelegt. Wenn man auch in Einzelfragen, wie z. B. der des Entstehungsortes des pseudoisidorischen Werkes verschiedener Meinung sein kann, so sind doch auch hier die Gründe und Gegengründe scharf abgewogen und mit dem Gewicht langjähriger Erfahrung vorgelegt. — Ich möchte zum 2. Teil einige handschriftliche Ergänzungen geben. Die sogenannten Algersentenzen befinden sich auch in Clm 12668, wie ich in *RechThAncMéd* 4 (1932) 253 ff. dartat. Dort konnte ich auch bemerken, daß die Garnerius-Sentenzen sich nicht nur in der Ambrosiana, sondern auch in Troyes, Cod. 1317 finden (ebd. 253). Dann sei noch auf eine weitere Überlieferung der wichtigen *Summa decretorum Haimonis*, d. h. der Kürzung der *Collectio decem partium*, aufmerksam gemacht, die ich in Clm 7640 (saec. 12/13) fand. Sie beginnt fol. 2 mit dem bekannten Haimoprolog: „Preceptiones canonum sive prohibitiones, que ab apostolicis viris romanis pontificibus.“ Der Schluß der Vorrede ist aber etwas anders als bei Theiner bzw. Rose: „Propter tantam itaque immensitatem librorum, qui vel legi vix poterant vel teneri in memoria, cogitaverunt quidam doctores ecclesie prudenti intellectu, salubri consilio, provida cautela, luculentam abbreviationem facere. Ex quibus venerabilis memorie Ivo carnotensis episcopus exquisita sententia de pretextatis canonum regulis quedam capitula ordinavit et ad numerum decem librorum laudabili compendio redegit. Sed quoniam et ille liber immensus est et nondum abbreviatus, ut recte enchiridion nominari possit, in quandam manualementem libellum eiusdem voluminis breviavi, quatenus sive domi sive forinsecus ubicunque ecclesiastica negotia pre manibus haberetur, qualiter debito iure terminarentur.“ Es ist also die Ausführung über die Zusammenfassung zu nur eigenem persönlichem Gebrauch weggefallen. Vielleicht entspricht es auch diesem mehr allgemeinen Zweck, daß die z. B. in Clm 2594 und in den anderen Hss der Sammlung vor jedem zusammengefaßten Kanon sich befindenden störenden *Quod* weggefallen sind. Im übrigen ist die Sammlung des Clm 7640 vollständig, da sie fol. 34

mit dem gleichen Kanon wie die Berliner Sammlung *De decem partibus* abschließt.

24. Druwé, Eug., S. J., *Libri S. Anselmi, Cur Deus homo prima forma inedita* (Analecta Gregoriana 3). gr. 8^o (XI, 104 u. [46] S.) Romae 1933, Universitas Gregoriana. — Die vorliegende gute Edition des Werkes: „Volvunt in cogitationibus suis multi litterati et illitterati“ ist entnommen aus Gent, Cod. 92 fol. 144^v bis 152^v; Paris. Bibl. nat., Cod. lat. 16699 fol. 152—159^v, und Brüssel, Bibl. reg., Cod. 1384 fol. 1—17^v. In allen drei Hss, von denen die beiden ersten dem 12. Jahrh., die letzte dem 13. entstammt, wird der Traktat Anselm zugeschrieben: in der ältesten Genter Hs (c. 1120) als *Flores libri Anselmi Cur Deus homo*; in der spätesten Brüsseler als *Libellus Anselmi Cantuariensis archiepiscopi Cur Deus homo*. Der enge Zusammenhang mit Anselms großer Schrift *Cur Deus homo* ist leicht erkennbar und wird in der der Edition vorausgeschickten eingehenden Einleitung gut herausgearbeitet; zugleich werden aber auch die Verschiedenheiten dargelegt. Dabei stellt sich deutlich heraus, daß das nun edierte Werk kein einfaches Florilegium oder eine Kompilation aus Anselms Werk ist. Es ist eine eigene Schrift mit eigener Disposition und auch eigener Zielsetzung. Denn es ist eine wesentlich theologisch-asketische Arbeit, während im eigentlichen *Cur Deus homo* die Ratio, Anselms gesamtheologischer Auffassung entsprechend, eine viel größere Rolle spielt. Wichtig ist nun, daß in dem hier edierten Werk gerade die Stellen und Gedankengänge aus *Cur Deus homo* sich finden, die dort den mehr theologischen Gedankengängen entsprechen. Es war ja schon bekannt, daß in *Cur Deus homo* sich bei der Frage der Genugtuungsnotwendigkeit Christi zwei Linien kreuzen, von denen die eine, sich auf mehr theologische Erwägungen stützend, nicht so sehr die absolute Notwendigkeit der Menschwerdung hervorhebt, während die andere, um eben aus der Ratio die Zielsetzung des Werkes *Cur Deus homo* herauszuarbeiten, notwendig zur schärferen Betonung der Notwendigkeit aus dem Begriff der Gerechtigkeit usw. kam. Der ersten Linie entspricht nun ganz der Text der vorliegenden Edition. Man könnte daher annehmen, daß ein späterer Bearbeiter zu Lebzeiten oder doch bald nach dem Tod Anselms auf Grund des großen *Cur Deus homo* diese mehr theologische Seite zu einem neuen Werk verarbeitet habe. Dem würde, der Praxis der Frühscholastik entsprechend, nicht die Zueignung an Anselm widersprechen. Ich erinnere hier nur an die *Summa sententiarum* und ihre Zueignung an Hugo auf Grund der Zusammenhänge mit dessen *De sacramentis*. Wir dürfen uns ja die Bearbeiter der Sentenzenwerke in der Frühscholastik nicht als bloße Abschreiber vorstellen. Die von mir gefundenen neuen Werke der Schule Anselms von Laon und Wilhelms von Champeaux beweisen das Gegenteil (vgl. *RechThAncMéd* 4 [1932] 237 ff.). Hier liegt tatsächlich eine gewisse Schwierigkeit vor, zu einer Sicherheit zu kommen, ob das Werk von Anselm selbst herkommt, wie D. annimmt. Ich halte trotzdem diese Zuteilung für eine solid begründete Hypothese. Besonders wichtig erscheint mir dafür mit den anderen Gründen, ohne alle unterschreiben zu wollen, die von D. mit Recht hervor gehobene Tatsache aus der Einleitung zu *Cur Deus homo*, wo Anselm selber hervorhebt, daß er sein Werk schneller, als er wolle, vollenden müsse, da die in England vor seiner Italienreise schon fertiggestellten „ersten Teile“ ohne sein Wissen abgeschrieben und verbreitet worden seien. Daß tatsächlich das hier vorliegende Werk diese „ersten Teile“ sind, wird dadurch wahrscheinlich, daß

in einem ganz parallelen Fall der Anselmschrift *De fide trinitatis c. Roscellinum* auch von einem „ersten Teil“, der schon verbreitet war, gesprochen wird. Das ist der jüngst von Wilmart und dann auch von Schmitt herausgegebene Brief Anselms *De incarnatione Verbi*, der, wie Wilmart zeigt, ungearbeitet sich in *De fide trinitatis* findet. Etwas Ähnliches scheint auch hier vorzuliegen. Sicherheit darüber kann freilich erst die von D. angekündigte genauere Untersuchung über die Lehre und den Inhalt des neueditierten Werkes bringen. Denn dann wird man erst sehen können, ob die im edierten Traktat vertretenen Ideen vor *Cur Deus homo* liegen, wie D. es jetzt schon kurz für den Begriff der Genugtuung zeigt. Mit großem Interesse kann man daher der dogmengeschichtlichen Untersuchung des Werkes entgehen.

25. Sikes, J. G., Peter Abailard. With a Preface by the Rev. A. Nairne. gr. 8^o (XVIII und 282 S.) Cambridge 1932, University Press. Sh 12/6. — S. bietet eine neue zusammenfassende Darstellung der Probleme um Abaelard: Sein Leben vor dem Konzil von Sens, seine Stellung zum Problem von Glauben und Wissen, seine Benutzung und Kenntnis der vorchristlichen Schriftsteller, seine philos. Theorien. Das leitet über zu seiner Lehre von Gott und Schöpfung, von Trinität und Christus, Sünde, Erlösung, Sakrament. Die eigentliche Darlegung wird dann mit dem Konzil von Sens und seinen Folgen geschlossen. In 2 Anhängen folgen noch eine Tabelle der Werke Abaelards und eine Abhandlung über die Frage, welche Werke des Aristoteles ihm bekannt waren. Es ist eine überaus schwere Sache, bei dem heutigen Stand der Forschung auf 280 Seiten alle diese umstrittenen Probleme zu behandeln. Man wird dem Verf. zugestehen, daß er sich durch eigenes Einlesen und durch Studium der Literatur bemüht hat, eine Darstellung, wie sie heute möglich ist, zu bieten. Leider ist ihm dennoch manche wertvolle Gabe gerade der letzten Jahre entgangen wie Arbeiten von Landgraf, Teetaert u. a. Nur so konnte z. B. der Satz geschrieben werden, daß die Summa sententiarum als erste die Definition des Sakramentes aufstelle als „a visible sign of invisible grace conferred with it“. Das tat doch schon vorher Hugo in *De sacramentis*, wovon hier die Summa abhängig ist. Leider ist S. die vorzügliche Arbeit von J. de Ghellinck über die Entwicklung des Sakramentenbegriffes in der Frühscholastik aus den *Mélanges Mandonnet* unbekannt geblieben. Durch die Forschungen Teetaerts sind auch die Darlegungen über die Buße bei Abaelard schon vorher auf andere Linien gebracht worden. Daher hätte sich S. mindestens mit ihnen auseinandersetzen müssen, wenn auch zuzugeben ist, daß leider eine Gesamtwürdigung der Bußlehre Abaelards aus dem großen Rahmen der Bußideen der Frühscholastik heraus noch fehlt. Spezialuntersuchungen sind auch noch notwendig für andere theologische Lehren Abaelards, wie die von der Sünde und der Erbschuld. Für die Erlösungslehre haben inzwischen ja schon die Untersuchungen Rivière's manches klargestellt. Gerade die oft so gute Art, mit der der Verf. die Probleme anfaßt und vielfach auch behandelt, legt den Wunsch nahe, daß er uns zunächst einmal eine Reihe Spezialuntersuchungen über Abaelard schenken möchte, um sie dann später einmal zu einer zweiten Auflage dieses Werkes benutzen zu können. Heute ist es für eine Gesamtbiographie noch zu früh. Auch wird sich erst dann zeigen, ob Abaelard Rationalist oder nur Intellektualist war, zu welch letzterem der Verf. sich in übrigens recht interessanten und lesenswerten Darlegungen bekennt. Daß er die sogenannten *Sententiae Anselmi* für Anselms Eigen-

tum hält, wird der Kenner der fröhscholastischen Literatur leicht verbessern können. W.

26. Landgraf, A., Mitteilungen zur Schule Gilberts de la Porrée: *CollFranc* 3 (1933) 182—208. — In Ergänzung seiner früheren wertvollen Untersuchung zu den Eigenlehren Gilberts (*ZKath-Th* 54 [1930] 180—213) macht L. auf weitere Quellen aufmerksam: Cod. lat. 758 der Bibl. Maz. zu Paris enthält als einzige der bisher bekannten Marginalglossen zum Lombarden Hinweise auf Gilbert, von denen zwei mitgeteilt werden. Die Glosse als Ganzes kann aber nicht als porretanisch bezeichnet werden, da sie zuvielen den Ansichten Gilberts entgegenstehende Meinungen vertritt. Ob man mit L. annehmen kann, daß das porretanische Gut hier auf dem Weg über Simon von Tournai eingedrungen ist, bedarf wohl noch weiterer Untersuchung, besonders da die Einreihung Simons unter die Porretaner ja nur mit großer Einschränkung vorzunehmen ist (vgl. Schol 8 [1933] 442 f.). Die zweite hier von L. benutzte Quelle zur Kenntnis Gilberts ist der Paulinenkommentar des Cod. lat. 1116 der Pariser Arsenalbibl. Er ist, wie L. nachweist, ein freier Kommentar zum Paulinenkommentar Gilberts unter Berücksichtigung von später diesem letzteren beigefügten Randbemerkungen. Sehr bemerkenswert ist es, daß der Anonymus der verurteilten Trinitäts- und Inkarnationslehre Gilberts aus dem Wege geht. Daher möchte ich auch hier der Klarheit halber lieber statt des Ausdrucks, der Kommentar sei „porretanisch“, sagen, daß er porretanisches Gut enthält. Im übrigen wird man der Einladung L.s nur zustimmen können, wenn er zur Untersuchung einladet, welche von den Lehren, die in der Fröhscholastik Gilberts Namen tragen, nun eigentlich wirklich porretanisch sind. Es ist, wie sonst feststeht, sehr leicht möglich, daß manche dieser Ansichten auch in anderen Schulen vertreten wurden und Gilbert nur als ein Vertreter, als Beispiel eines Vertreters, aufgeführt wird. Vorläufig sind wir da noch sehr im Dunkeln. W.

27. Landgraf, A., Zwei Gelehrte aus der Umgebung des Petrus Lombardus: *DivThom(Fr)* 11 (1933) 157—182. — Seine dankenswerten Mitteilungen über vorhandene zerstreute Einzelzitate der Scholastiker des 12. Jahrhunderts setzt L. hier für Johannes Turonensis und Mag. Odo fort. Von ersterem werden 2 Zitate aus den Quästionen des Odo von Ourscamp bzw. aus Cod. lat. 18108 der Pariser Nat.-Bibl. gebracht. Sehr zahlreich sind die vorgelegten Sentenzen des Magister Odo aus dem frühen Sentenzenkommentar des Cod. Patr. 128 in Bamberg, dem sogenannten Sentenzenkommentar des Petrus von Poitiers, des von mir gefundenen *Cm* 22288 u. a. Hier hat L. jedoch mit Recht die Frage gestellt, ob in allen diesen Sentenzen immer der gleiche Odo gemeint ist, da wir ja mehrere Magistri dieses Namens kennen, ohne über ihr ganzes Schrifttum unterrichtet zu sein. So ist es leicht möglich, daß eine Sentenz, auch wenn man sie in dem uns bekannten Schrifttum eines Odo nicht findet, doch von ihm herkommen kann. L. dürfte aber mit Recht den Großteil der vorgelegten Sentenzen dem Kanzler Odo (1164—1168) zueignen. Das scheint vor allem für die in den frühen Sentenzenkommentaren Odo zugeschriebenen Sentenzen zu gelten. Einzelheiten wird hier die kommende Forschung noch zu klären haben. Es ist aber jedenfalls dankenswert, daß wir diese Zusammenstellung besitzen. Weniger Gewicht als L. möchte ich jedoch auf die erst dem 15. Jahrh. entstammende Überschrift über die sog. Anselmsentenzen in der Bamberger Hs legen: *Summa magistri Johannis*. Um auch nur eine Hypothese

für Johannes Turonensis daraus zu machen, ist das doch eine zu späte und zu alleinstehende Zueignung. Wichtig ist noch die Notiz, daß L. eine weitere Hs Omnebenes gefunden hat: Montecassino Cod. 386.

28. Monumenta Historica S. P. N. Dominici. Fasc. I. Historia Diplomatica S. Dominici rec. Fr. M. Hyacinthus Laurent eiusdem ordinis. 8^o (198 S.) Paris 1933, Vrin. — Das Historische Institut der Dominikaner im Konvent von Santa Sabina in Rom, das auch die grundlegende Zeitschrift für die Geschichte des Ordens herausgibt, beginnt mit dieser Urkundensammlung zur ältesten Geschichte des Ordens, die Veröffentlichung der Quellen zum Leben des hl. Dominikus. Bei der Bedeutung des Heiligen für die ganze Kirche ist zu hoffen, daß die wertvolle Sammlung auch außerhalb des Ordens weite Verbreitung findet. Die Urkunden sind nach den Originalen, soweit diese noch vorhanden, oder nach Kopien sorgfältig herausgegeben und mit dem notwendigen Apparat versehen. Die Anmerkungen, zumal die geographischen, hätte man etwas reichhaltiger gewünscht; ebenso wäre es wohl besser gewesen, alle bezüglichen Urkunden aus dem Cartularium von Prouille neu abzudrucken, da dasselbe den meisten Lesern kaum zugänglich sein wird. Inhaltlich beziehen sich die Urkunden meistens auf die ersten Gründungen in Südfrankreich, Bologna und Rom. Für die Geschichte der Scholastik sind die Urkunden über St. Jacques in Paris besonders interessant. Im nächsten Band folgen die ältesten Legenden des hl. Dominikus.

Pelster.

29. Birkenmajer, A., Découverte de fragments manuscrits de David de Dinant: RevNéo-scolPh 35 (1933) 220—229. — Bisher war der Pariser Häretiker David von Dinant nur durch Chroniken und einige verstreute Auszüge bei Albert bekannt. B. war nun so glücklich, in Gent, der Bodleiana zu Oxford, Paris und Wien drei verschiedene Fragmente zu entdecken; jenes von Gent hat größeren Umfang. Zugleich kann er nachweisen, daß Albert der Große den Anfang des einen zitiert. Sie behandeln medizinische und naturwissenschaftliche Probleme. Der Schluß des Wiener Fragments, der die Identifizierung des magister David mit David von Dinant ermöglichte, enthält die Irrlehren über Gott, Seele und Stoff, von denen Albert redet. B. kündigt eine Ausgabe der Fragmente in den Philosophes Belges an. — In dem Zitat aus Alberts Politik vermute ich in dem *quidam dicandum* eher eine Verderbnis aus *Dinando* oder Ähnlichem. Auch braucht die Angabe Alberts, David habe die Problemata unter Friedrich II. angefertigt, nicht unrichtig zu sein, da sein Todesdatum unbekannt ist und er 1215 noch zu leben scheint.

30. Lottin, O., Quelques „Quaestiones“ de maîtres parisiens aux environs de 1225—1235: RechThAncMéd 5 (1933) 79—95. — Die Zeit unmittelbar vor Bonaventura und Thomas wurde lange von der Forschung arg vernachlässigt. Und doch liegen hier die Schlüssel für das historische Verständnis der hochscholastischen Theologie. L., der auf diesem Gebiete besonders erfolgreich arbeitet, hat nunmehr einen guten Teil der beiden Hss Douai 434 I und II, deren Bedeutung schon von Ehrle erkannt wurde, zugänglich gemacht (vgl. Schol 5, 69—72; 6, 345—350). Von den etwa 450 Fragen der Hss teilt L. die Titel jener mit, deren Verfasser bestimmt werden konnte. Es kommen in Betracht: Hugo von St. Cher O. P.; Johannes von St. Giles O. P. — wenigstens ist diese Deutung des Jo. An. die wahrscheinlichste; ich hatte etwa an

einen Jo. Antisiodorensis gedacht —; Petrus Parvus; Guy; Philippus Cancellarius, der hier mit 15 neuen Fragen auftritt; Petrus von Bar; Wilhelm von Auxerre, der Verfasser der Summa; Wilhelm von Durames — Glorieux sieht in ihm W. von Durham —; Guiard von Laon und eine Sammlung von 64 Fragen eines W. In den Quästionen werden Fragen der Christologie, der Sakramentallehre und besonders der Moral behandelt. Sehr anzuerkennen ist, daß L. sich von der heute so beliebten Hypothesenmacherei völlig freigehalten hat. Hoffentlich folgt bald das Verzeichnis der anonymen Quästionen; von vielen derselben läßt sich die Zusammengehörigkeit nachweisen, z. B. Cod. 434 II fol. 113^r—124^r. Als Verfasser derselben kommt übrigens aus inneren Kriterien Guiard von Laon in Betracht. Die Reste des Autornamens fol. 113^r scheinen ebenfalls eine solche Deutung zuzulassen. Einige Ergänzungen: S. 83 q. 1—3 denkt man bei dem Vermerk Bar doch viel eher an Petrus von Bar als an Beraut; zu S. 87 Cod. 434 I fol. 38^r habe ich mit Sicherheit sec. Will. Antisiodorensis gelesen; fol. 58^v ist zu der Frage: Quesitum est utr. angeli et omnes creature spirituales sint ex materia et forma, oben vermerkt „secundum mag. G. An[tisiodorensis] (W. von Auxerre?)“; fol. 85^{r-v} stehen Fragen „sec. mag. Johannem: Quesitum est de preceptis datis primo parenti primo que necessitas fuit dandi precepta; de temptatione primi hominis quid fuit primum peccatum. Ob Johannes von St. Giles gemeint ist? Wenngleich ich die von L. geteilte Annahme, der Cancellarius sei Philipp, selbst aufgestellt und begründet habe, wünschte ich eine Nachprüfung durch Vergleich mit der Summa. Eine Schwierigkeit bietet die Bemerkung fol. 79^r: Secundum Cancellarium de clavibus, de quibus plenius in sentenciis quarto — so habe ich gelesen, nicht „contraxit“ — libro. Residuum hic ponitur; fol. 80^v—81^r steht De veritate queritur primo de diffinitionibus, secundo quid differant secundum magistrum P[etrum] de Bar[?]. Noch zwei Einzelheiten aus der Hs: I fol. 81^r heißt es „Disputatum est hodie de confessione.“ Disputatio und Determinatio fanden also hier am gleichen Tage statt; II fol. 3^r „Primo quesitum est de elemosina et ieiunio collative.“ Dies ist bis heute das älteste Zeugnis für die scholastische Collatio. Die Frage verdiente näher studiert zu werden, um Besonderheiten der Collatio zu erkennen. Für die Fortsetzung dieser hervorragend wichtigen Arbeit hätte ich nur den Wunsch, daß nach Möglichkeit einige charakteristische Eigentümlichkeiten der Verfasser mitgeteilt würden. Dieselben können, mit der nötigen Vorsicht angewandt, zur Bestimmung weiterer anonymer Fragen führen.

31. Chenu, M.-D., *Maîtres et Bacheliers de l'Université de Paris v. 1240: ÉtHistLittDoctr* 1 (1932) 1—39. — Mit dieser wertvollen Studie eröffnet Chenu, der Leiter des Instituts für mittelalterliche Studien in Ottawa, eine neue Reihe von mittelalterlichen Studien, die, nach den ersten Beiträgen zu schließen, zu den besten Erwartungen berechtigt. Ihr Vater ist offenbar die von Gilson und Théry herausgegebene Reihe fast gleichen Namens. Den Großvater dürfen wir im Archiv von Denifle-Ehrle sehen. Diese Studien wollen in erster Linie das philosophische und theologische Mittelalter historisch erforschen. Aber auch mittelalterliche Literatur- und Kunstgeschichte wird einbezogen. Der Kreis der Mitarbeiter beschränkt sich auf Kanadier, anscheinend auf französische Kanadier. — Ch. bahnt in seiner Arbeit den Weg für das Studium einer ebenso interessanten wie schwierigen Hs aus der Mitte des 13. Jahrh., Cod. 15652 der Pariser Nationalbibl., die nur mit viel

Aufwand von Geduld und Zeit nutzbar gemacht werden kann. Die Hs enthält Bruchstücke der Sentenzenkommentare des Petrus Archiepiscopus, Stephan von Poligny, Odo Rigaldi, Pagus, Adam, A. Putheorumvilla, Johannes de Montchi, außerdem Fragen von Alexander von Hales, Walter von Château St. Thierry und anderen. Von Walter sind auch die Kommentare zu Matthäus, Markus, der Apostelgeschichte und den Cantica vorhanden. Der erste Pfad in das Labyrinth ist gebahnt. Mühsames Einzelstudium muß weiteres zutage fördern. Ch. sieht in der Hs, zumal in den Teilen über die Sentenzen und die Hl. Schrift, eine Reportatio, in der das örtlich Verbundene auch zeitlich verbunden ist. Auf dieser Voraussetzung und einigen anderen wird dann eine scharfsinnige Datierung der Magistri aufgebaut. Mehr als einer dürfte heute den bescheidenen Wunsch hegen, daß diese Datierungen, die seit Mandonnets Versuchen zumal in Frankreich fast epidemisch geworden sind, eingedämmt werden. Die Hs soll in der Weise entstanden sein, daß ein Schüler im gleichen Jahr die Sentenzenvorlesungen verschiedener Lehrer nachschrieb. Das ist an sich möglich. Ich vermisste aber den Beweis. Ebenso gut ist es möglich, daß der Schüler sich aus Heften gleichzeitiger oder älterer Schüler und anderen Hss das zusammenschrieb, was ihm nützlich schien. Zu denken gibt schon, daß die Fragen Alexanders — die Fragen über das Martyrium, das Gewissen und die Geduld gehören ihm sicher an; bei den übrigen sind die Angaben für eine Bestimmung zu kurz; jedoch kann der ganze Komplex fol. 17^r—30^v sein Eigentum sein — abgeschrieben sind; Alexander war aber schon 1238 nicht mehr magister regens. Ferner müßte derselbe Schreiber 1240 und noch nach 1246 (wegen des Gualterus Cancellarius) reportiert haben. Weiterhin bleibt zu beweisen, daß schon damals nur Baccalarei, nicht auch Magistri die Sentenzen erklärten; ebenso ist ungeklärt, ob Odo Rigaldi 1241 Baccalarius an der Universität war oder nur Lehrer im Hausstudium der Minoriten. Warum ferner muß die dritte Reihe (S. 32) der Magistri gerade ein Jahr hinter der zweiten Reihe liegen? Warum sind die vier Introitus des Cod. 15702 der Pariser Nationalbibl. sämtlich aus einem Jahr? Bei soviel Hypothetischem dürfte es besser sein, die Entstehungszeit etwas unbestimmter nach 1240 bis 1250 zu verlegen. — Noch ein paar Einzelheiten. In Cod. 15702 hatte schon Ehrle J. de Monz gelesen; ebenso steht in Cod. 15652 klar J. de Montchi. Ist es nicht besser, dies beizubehalten anstatt des problematischen J. de Moussy? S. 28 wird der schüchterne Versuch gemacht, die These von „St. Thomas le créateur des disputes quodlibétiques“ zu neuem Leben zu erwecken. Es ist zu bemerken: Nicht wir haben zu bestimmen, was ein Quodlibet „avec sa structure propre“ ist; Aufgabe des Historikers ist es zu erforschen, was man damals unter einem Quodlibet verstanden hat. Cod. 138 Assisi soll kein Quodlibet enthalten; fol. 16^r—17^r lese ich: Queritur de quolibet. Et primo de scriptura sacra in comparacione ad alias . . . Queritur II^o circa hoc: quare hoc recipitur pater et filius diligunt se spiritu sancto . . . Questio II^a (bis) est de Christo . . . Questio III^a est circa demones . . . Questio IIII^a est circa animam. Ich frage, was hier noch an der „structure propre“ fehlt. Nun enthält aber der ganze Fragenkomplex keine Quaestio, die über 1250 hinausging. Die Quodlibeta in Vat. lat. 4245, bei denen die „structure propre“ zugegeben wird, liegen offenkundig vor 1250. Abgesehen von anderen hat Henquinet kürzlich gezeigt, daß der junge Bonaventura dieselben bereits abgeschrieben hat. Ich würde

nicht auf solch nebensächliche Dinge zurückkommen, wenn ich nicht sähe, welche Verwüstungen gewisse Hypothesen und Datierungen in der populären Literatur anrichten. Die Arbeit selbst behält ihren dauernden Wert. P.

32. Bachiller, A. R., *Alberto Magno y las Ciencias Empíricas (Primera parte)*. 8^o (92 S.) Manila 1933, University of Santo Tomás. — In diesem ersten Teil eines größeren Werkes über Albert als Naturforscher gibt B. nach längerer Einleitung mit Urteilen aus alter und neuer Zeit über den Wert der Naturwissenschaften einen geschichtlichen Überblick über die Zusammenhänge der modernen Naturwissenschaften mit jenen des Mittelalters. Vor allem wird die Umwelt gezeichnet, in der Albert lehrte und forschte. Alsdann werden nach den Werken selbst die Prinzipien entwickelt, die ihn bei seinen Arbeiten leiteten, seine Auffassungen über Erfahrung und Induktion und seine Einteilung der Naturwissenschaften. Möge die Arbeit, die von umfassender Belesenheit und reichen Kenntnissen zeugt, weitere Studien auf dem Gebiete der mittelalterlichen Naturwissenschaften anregen. Ohne Kenntnis dieser naturwissenschaftlichen Seite bleibt auch manches Kapitel der scholastischen Philosophie uns verschlossen. Eine gewisse Überschätzung des Mittelalters ist als Reaktion gegen eine weit verbreitete Geringschätzung leicht zu verstehen. Wir dürfen darüber aber nicht vergessen, daß die moderne Naturwissenschaft wesentlich neue Elemente in sich schließt und in entscheidenden Punkten mit jener des Mittelalters gebrochen hat. Ähnlich kann man die Verdienste Alberts um die Verbreitung des Aristotelismus nicht leicht zu hoch einschätzen. Man muß aber festhalten, daß er sowohl wie Thomas in eine Strömung hineinkamen, die in Paris und in Oxford bereits mächtige Wellen schlug. Der Eindruck eines absolut Neuen kommt nur daher, daß man die Erforschung der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrh. allzulange vernachlässigt hatte. P.

33. Käppeli, Th., *Mitteilungen über Thomashandschriften der Biblioteca Nazionale in Neapel: Angelicum 10 (1933) 111–125*. — K. bringt zuerst einige Ergänzungen zu Miolas Katalog der Thomashss in Neapel — eine Neuausgabe des fast unzugänglichen Druckes wäre nicht überflüssig. Ein principium zu einer Schrift in Cod. VII B. 5 könnte allenfalls von Thomas stammen; allerdings ist für Thomas etwas viel Gleichklang und Silbenzählung zu bemerken. Wichtig sind auch Hss des Sentenzenkommentars, der Erklärung von *De causis* und von Johannes. Ungemein interessant ist der Bericht über Cod. VIII F. 16, der zum mindesten dem Original sehr nahe steht. Denn es kommen im Text eine gute Anzahl von Streichungen und Verbesserungen vor, die nur in dieser Annahme ihre Erklärung finden. Es handelt sich in den betreffenden Teilen der Hss entweder um eine Autorenabschrift oder um ein Diktat. Ohne Vergleich der Hs mit den übrigen Autographen ist ein endgültiges Urteil nicht möglich. Ich gestehe jedoch, daß ich für die heute beliebte Diktattheorie bei Thomas, der auch K. zuneigt, einstweilen wenig begeistert bin. Nach meiner Überzeugung kennen wir nicht nur die *littera illegibilis*, sondern auch die Buchhand. Wenn nun wie in diesem Fall mitten im Satz oder gar mitten im Wort abgebrochen wird, so spricht dies viel mehr für Autograph als für Diktat. Das entscheidende Wort hat aber die Schriftvergleichung. P.

34. Moos, M. F., *Une nouvelle édition de l'écrit de Saint Thomas sur les Sentences: RevThom 38 (1933) 576–602*. — In dieser Übersicht über die Grundsätze und Ergebnisse der Neuaus-

gabe des dritten Buches der Sentenzenerklärung, ist von allgemeinem Interesse eine Zusammenstellung der Lesarten, in denen die Neuausgabe von den älteren abweicht; ferner die erneute Feststellung, daß dem Text der Piana in sich keine besondere Autorität zukommt, daß er eher schlechter ist als die älteren Ausgaben und daß die auf die Piana folgenden Ausgaben zum allergrößten Teile nur verschlechterte Abdrucke derselben sind. — Warum vermerkt aber dann M. in seiner Ausgabe so oft die Lesarten dieser Abdrucke? — Gegen die Abänderung der Piana vor Schöpfung eines endgültigen Textes besteht freilich die Schwierigkeit, daß dadurch eine starke Veränderlichkeit eintritt, ohne daß feste Bürgschaft für die Richtigkeit besteht. Vielleicht liegt ein Ausweg darin, daß man mit Hilfe einiger guter Hss den Text dort verbessert, wo er sicher oder sehr wahrscheinlich korrumpiert ist. Auch die Übersicht über das von Thomas angewandte Formelwesen ist recht nützlich. So muß es nach den Autographen zweifellos heißen: *Responsio. Dicendum*, nicht: *Respondeo. Dicendum*. — In einigen Punkten wird man vielleicht anders urteilen als der Herausgeber des dritten Buches. Die Methode beim Text des Lombarden die Lesarten von Quaracchi einmal im Text, dann in den Anmerkungen, dann wieder gar nicht zu bringen, kann nur Verwirrung anrichten. Auch das Auslassen der althergebrachten Überschriften zu den Artikeln ist eher ein Rückschritt. Wenn auch Thomas selbst nach dem Brauche jenes Jahrzehntes die Titel noch nicht setzte, so hat doch eine sehr bald folgende Zeit diesen Mangel behoben. Für ängstliche Gemüter können ja die Titel in Klammern gesetzt werden. Sehr vermißt man endlich genaue Angaben über die Art der Benutzung von Hss. Der Text scheint durchgehends auf zwei, obendrein sehr jungen Hss des 15. Jahrhunderts zu beruhen — ein sehr kühnes Unternehmen. Außerdem treten noch sporadisch einige ältere französische Hss auf und noch sporadischer 3 vatikanische. Wann und inwieweit diese benutzt sind, läßt sich nicht genügend abgrenzen. — Endlich noch eine mehr persönliche Bemerkung. M. reibt sich nach uraltem Herausgeberrecht auch an meiner Ausgabe der *distinctio 23* und *24* (*De fide*) in den Aschendorffschen *Opuscula*. Und ich erkenne dankbar an, daß von den 5 vorgeschlagenen Verbesserungen n. 2—5 als die mehr oder allein berechtigten erscheinen. Weniger berechtigt scheint mir die Folgerung: „Trop souvent dans un travail de cette brièveté, le R. P. . . . laisse sa critique chevaucher à bride abattue.“ Ein einziges Mal habe ich, weil ich den Sinn falsch verstanden hatte, gegen meine Hss ein *sed* in *scilicet* verbessert — eine Änderung, die paläographisch leicht erklärlich ist. Wenn ich einmal ein *nisi* einschob, so geschah es auf Grund der Piana, die doch auch auf Hss beruht. In n. 1 halte ich noch heute die Streichung entweder des *scimus* in d. 24 q. un. a. 1. (*Opusc. 3, 52*) oder des *constat* der Hss für notwendig, um einen Sinn zu erhalten. Die von M. auf Grund einer Hs vorgeschlagene Lesart *simus* scheint mir außerordentlich anstößig und unwahrscheinlich. M. kann sich endlich gar nicht darüber beruhigen — zweimal kommt er darauf zurück —, daß ich sage, ich hätte das Autograph nicht benutzt, weil die Entzifferung zu schwer und weil es nicht die endgültige Redaktion sei. *Nemo gratis mendax*. Die letzte Behauptung stützte sich vor allem auf P. Makey O. P., den auch M. als Autorität in diesen Dingen ansehen dürfte, und ferner auf einen Analogieschluß aus Erfahrungen mit dem zweiten Buch der Sentenzen, mit *De ente et essentia* und *De veritate*.

35. Grabmann, M., Die Aristoteleskommentare des Simon von Faversham († 1306): Sitzungsab. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-hist. Abt. 1933, Heft 3. 8^o (40 S.). M 2.50. — G. erweitert in diesem Hefte sehr beträchtlich die von C. Ottaviano und F. M. Powicke begonnenen Arbeiten über die Hss des Oxforder Kanzlers Simon von Faversham. Er kann hinweisen auf ein Sophisma eines Simon Anglicus in Cod. lat. Mon. 3852, ein neues Exemplar des Kommentars zur Isagoge in Cod. 2^o Phil. 39 der Landesbibl. in Kassel, auf einen bisher unbekanntenen Kommentar zu den Kategorien in der gleichen Hs, einen Kommentar zu den Elenchi und den *Analytica Posteriora* in Cod. 2302 der Wiener Nationalbibl., die von den Erklärungen in der Mailänder Hs verschieden sind. Außerdem möchte er Simon Kommentare in Form von Vorlesungen aus Cod. 1359 der Universitätsbibl. Leipzig zuschreiben. Es handelt sich um die *Analytica posteriora*, die *Topik*, *De anima*, *De generatione*. — Ohne irgendwie die Möglichkeit zurückzuweisen, daß diese letzteren Kommentare Simon zum Verfasser haben, wird es doch gut sein, erst den endgültigen Beweis abzuwarten. Der gleiche Name Simon bildet keinen völlig tragfähigen Beweis. Wenn 1304 die Zeit der Abfassung wäre und nicht nur der Niederschrift im Leipziger Codex, dürfte Faversham ausgeschlossen sein. Er war damals Theologieprofessor und Oxforder Kanzler. Bei den Kasseler Kategorien und *De interpretatione* besteht die Schwierigkeit, daß, wenigstens nach den Proben zu schließen, beide Schriften denselben Verfasser zu haben scheinen. Nun stammt die zweite Schrift von Durandus. Sollte die Lösung darin liegen, daß Durandus nach den Heften Simons gelesen hat? Gegen die Echtheit der *Analytica Posteriora* in der Wiener Hs, die von einem magister Simon Anglicus zu Paris verfaßt ist, besteht ein gewisses Bedenken darin, daß Simon zweimal über dieses Buch disputiert und noch einmal über dasselbe gelesen haben müßte. Eine weitere inhaltliche Untersuchung und Klärung der Echtheit wäre demnach sehr erwünscht. — Einige Einzelheiten: Die biographischen Notizen sind nunmehr zu ergänzen und zu korrigieren — F. wurde erst um 1300 Pfarrer von Harrow — durch die Ausführungen von A. G. Little, *Oxford Theology and Theologians c. A. D. 1282 to 1302* (Oxford 1934) 262–265. Der S. 34 erwähnte Heinrich von Brüssel ist keinesfalls identisch mit dem älteren Mönch Heinrich von Brüssel, in dem ich den Verfasser des Heinrich von Gent zugeschriebenen Schriftstellerkatalogs sehen möchte. Sehr beachtenswert ist endlich, daß nach G.s Darlegungen der Simon der Leipziger Hs, ähnlich wie der Oxforder Robert Winchelsea, Anhänger des von Thomas vertretenen Aristotelismus zu sein scheint; ferner daß nach S. 10 als Verfasser des Physikkomentars Thomas Sutton nicht mehr in Betracht kommt, sondern Thomas Wilton, der in Paris Theologie lehrte.

36. Kraus, J., Die Stellung des Oxforder Dominikanerlehrers Crathorn zu Thomas von Aquin: *ZKathTh* 57 (1933) 66–88. — Der englische Dominikaner Crathorn führte bis vor wenigen Jahren unter dem Namen Krafftodorus ein Schlummerdasein im Katalog der Baseler Hss. Durch Kombination mit einer Münsterer Hs gelang es, ihm seinen wahren Namen Crathorn wiederzugeben und seine Ordensangehörigkeit festzustellen. Wenn K. in der Erfurter Hs *Crowporn* liest, so hat er höchst wahrscheinlich das altenglische Dornzeichen für *th* als *p* angesehen. — In diesem Aufsatz feiert C. eine neue Auferstehung. Der scheinbare Thomist hebt sich nach Methode und Inhalt von dem „doctor noster“ aufs schärfste

ab. In der Methode ist er völlig von dem durch Scotus, Aureoli, Ockham inaugurierten kritischen Geist erfaßt. Die Autorität der Philosophen, der Väter und vorhergehenden Lehrer gilt ihm wenig, falls sie nicht durch einleuchtende Gründe gestützt wird. Ebenso steht C. bei tief einschneidenden Lehrpunkten auf der Seite der Gegner des *Doctor communis*. K. zählt auf: Das Verhältnis von Glauben und Wissen, die Universalienlehre, in der C. als vollendeter Nominalist erscheint, das Individuationsprinzip und die Erkenntnis der Einzeldinge, die Leugnung der *species intelligibilis*, die Lehre von der intuitiven und abstraktiven Erkenntnis, die Leugnung des realen Unterschiedes zwischen Substanz und Fähigkeiten der Seele, die Leugnung des Kausalgesetzes und der Beweisbarkeit der Einheit Gottes durch die Vernunft. Da ist allerdings von Thomismus nichts übrig geblieben. — Einige Zweifel: Müssen wir notwendig die Fragen als Auszug oder gar als Auszug für eine Verurteilung ansehen? Ich glaube nicht. Damals war die Kommentierung der Sentenzen vielfach zu einer Sammlung von Fragen geworden, die sich irgendwie an diese angeschlossen. Für einen Auszug zum Zweck der Verurteilung sind die Fragen viel zu lang. In der Methode steht C. nicht als einziger oder als Neuerer da. Er befolgt die damals allgemein übliche Methode beim Aufbau der Fragen, die allerdings von jener des hl. Thomas erheblich abweicht. Endlich eine Frage, die der Historiker sich vorlegen muß. Woher kommt es, daß Thomas im 14. Jahrh., dem es an scharfen Köpfen wirklich nicht fehlte, so stark in den Hintergrund gedrängt wurde? War dies einzig eine Modeerscheinung, oder gab es in seiner Lehre eine Anzahl von Punkten, die nicht genügend geklärt und bewiesen waren? Die Geschlossenheit des Systems, auf die man sich heute mit Vorliebe beruft, ist allein keineswegs ein vollgültiger Beweis für die Wahrheit der einzelnen das System tragenden Lehren. P.

37. Cusa, Nicolaus de, *De docta ignorantia*. Edd. Ernestus Hoffmann et Raymundus Klibansky (Nicolai de Cusa Opera Omnia. Jussu et auctoritate Academiae Litterarum Heidelbergensis ad codicum fidem edita. I.) 4^o (XIX u. 179 S.) Leipzig 1932, Meiner. M 36.— Von der großen Heidelberger Akademieausgabe der Werke des Kusaners, über die wir Schol 8 (1933) 106 f. beim Erscheinen des 2. Bandes bereits ausführlich berichteten, ist nunmehr ein weiterer Band, der erste der Sammlung, herausgekommen: die vorbildliche Edition seines Hauptwerkes, der *Docta Ignorantia*. Die früher betonten Vorzüge finden sich auch hier wieder: vornehme Ausstattung, sorgfältige Textrezension, der dreifache Apparat usw., nur treten sie bei der Bedeutung und dem Umfange dieses klassischen Werkes der Weltphilosophie noch mehr hervor. Die Herstellung des kritischen Textes ist die gemeinsame Arbeit der beiden Herausgeber, während der dreifache Apparat von dem Heidelberger Privatdozenten K. allein erarbeitet wurde. — Wie notwendig die Herausgabe war, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß die einzige (neben den vier vergriffenen des 16. Jahrhunderts) vorhandene angeblich kritische Ausgabe von Rotta (*Testo latino con note di Paolo Rotta*. Bari 1913) völlig unbrauchbar ist: R. hat, wie die Herausgeber nachweisen, keine einzige Handschrift benutzt, den Text der gedruckten Ausgaben oft nicht einmal richtig transkribiert, zuweilen ganze Sätze ausgelassen, im Apparat willkürlich erdichtete Lesarten den Büchern zugeschrieben usw. — Da gerade die katholische wissenschaftliche Welt an der baldigen Vollendung der kritischen Ausgabe der Werke des großen Kardinals interessiert ist,

so möchten wir dringend wünschen, daß möglichst alle katholischen philosophischen Institute der Weltkirche das bedeutsame Unternehmen in der augenblicklichen wirtschaftlichen Krise durch Subskription unterstützen. Mit Rücksicht auf dieses internationale Verbreitungsgebiet gerade auch in der katholischen Welt sind alle Einleitungen, Anmerkungen, der dreifache Apparat usw. lateinisch abgefaßt.

38. Vitoria, P. Mag. Francisco de, Koloniale Problemen. *Relectio de Indis*. Vertaling en Tekst. In Opdracht van de Studentenmissiebeweging. gr. 8^o (167 S.) Utrecht 1932, Dekker en van de Vegt en van Leeuwen. fl. 1.90. — Das vorliegende Buch bringt den lateinischen Text der klassischen *Relectio de Indis* (nach der Ausgabe des Vitoria-Forschers J. Brown Scott von 1917) und eine holländische Übersetzung. Textkritisch bedeutet das Buch also keinen Fortschritt. Trotzdem wird man sich über sein Erscheinen freuen, weil es den holländischen Indologen (die nach dem Urteil des Herausgebers größtenteils das Lateinische nicht mehr beherrschen) diese wichtige *Relectio* näher bringt und sie zum Nachdenken über die ethisch-metaphysischen Hintergründe der kolonialen Probleme zwingt. Aber auch über die Grenzen Hollands hinaus werden alle Freunde Vitorias für diese wohlfeile Neuausgabe des lateinischen Textes dankbar sein. H.

3. Erkenntnislehre. Metaphysik. Kulturphilosophie.

39. Gemelli, A., *Idee e battaglie per la coltura cattolica*. 8^o (XVI u. 490 S.) Mailand 1933, Vita e Pensiero. L. 15.—. — Diese gesammelten Aufsätze und Reden des mutigen Begründers der Katholischen Universität von Mailand haben auch uns deutschen Katholiken viel zu sagen. Vom ersten Auftreten im Jahre 1907 an fordert G. eine katholische Kultur, eine Wissenschaft und Philosophie, deren Pflege von übernatürlicher Lebensauffassung beseelt ist. Gegenüber der Zersplitterung der Kultur und der beinahe handwerksmäßigen Aneignung bloßen Fachwissens erhebt sich die Forderung nach einer wahrhaft innerlichen, organischen, einheitlichen Bildung des ganzen Menschen. Einheitsgrund aber kann nur die Religion sein. So erwächst für G. ganz naturgemäß die Forderung einer katholischen Universität als eines Zentrums der katholischen Idee. „An dem Tag, an dem sie ihre Pforten öffnet, haben wir den Entscheidungskampf für die Erringung der Unterrichtsfreiheit gewonnen“, schreibt G. 1919 (63). Zwei Jahre später wird das Wagnis unternommen, und 1924 erfolgt die staatliche Anerkennung durch den faschistischen Unterrichtsminister Gentile, der trotz seiner Auffassung von „totalen Staat“ und trotz der freimütigen Kritik der Katholiken an diesen Ideen recht wohl einsieht, daß wahrer geistiger Wiederaufbau nicht zu erhoffen ist, wenn die wertvollsten Kräfte in ihrer freien Betätigung behindert würden. — Vom katholischen Geist beseelte Wissenschaft bedeutet aber für G. keineswegs ein Aufgeben der berechtigten Selbständigkeit der Wissenschaft oder eine einseitig apologetische Tendenz. Und darin liegt durchaus kein widerspruchsvolles Vereinigen wollen neuzeitlicher Forderungen mit veralteten Auffassungen. Im Gegenteil, gerade die katholische Einstellung ermöglicht, ja fordert unbedingte Ehrlichkeit der Forschung und eine recht verstandene Voraussetzunglosigkeit, namentlich in der Erörterung der erkenntnistheoretischen Grundfragen gegenüber dem Idealismus (119 f. 368 f.);

denn unsere religiöse Überzeugung beruht nicht auf einer blinden Willensentscheidung (458). de Vries.

40. Maritain, J., *De la philosophie chrétienne*. kl. 8^o (167 S.) Paris 1933, Desclée, De Brouwer & Cie. *Fr* 10.— Das Büchlein gibt eine klare und überzeugende Lösung der ja auch in Deutschland viel erörterten Frage, in welchem Sinn von „christlicher“ Philosophie gesprochen werden kann: „Christlich“ ist die Philosophie nicht durch ihr Wesen als Philosophie, das allein durch ihren Gegenstand bestimmt wird, sondern durch ihre konkrete Verwirklichung in christlichen Denkern, deren philosophisches Denken durch die Offenbarung in dieser oder jener Weise befruchtet wird. Etwas Analoges haben wir etwa auch im Verhältnis der Philosophie zu den positiven Wissenschaften, deren Fortschritt für die Philosophie ebenfalls eine neue Lage (einen andern „état“) schafft, ohne ihr Wesen als Philosophie zu ändern. — In einem ausführlichen Anhang (101—166) wird sodann in sehr anregender Weise die Frage nach der Eigenart der Moralphilosophie behandelt. Eine Morawissenschaft, die Normen für das wirkliche Leben geben wolle, dürfe nicht — wie das eine rein rationale Ethik notwendig tue — bloß die Betrachtung der abstrakten Menschennatur zugrunde legen, sondern müsse den konkreten Zustand (den „état“) der Menschheit berücksichtigen und daher von der Theologie ihre Prinzipien entlehnen, namentlich die Lehre vom übernatürlichen Ziel. Erst so komme die „philosophie morale adéquatement prise“ zustande. Die Auffassung erinnert an Przywaras ähnliche Darlegungen über die „endgültige“ Metaphysik, die unter einem „Formprimat“ der Theologie nach philosophischer Methode aufgebaut werde (*Analógia entis* I 33—60). Doch gibt P. zu, daß eine solche Metaphysik zugleich philosophisch und theologisch sei, während M. seine endgültige Moralphilosophie durchaus von Moralthologie — und zwar nicht bloß von positiver, sondern auch von spekulativer Moralthologie — unterschieden wissen will. Es drängt sich aber die Frage auf, ob die etwas überfeinen Unterscheidungsgründe (150—153), die mehr auf die seelische Haltung des Denkers als auf die wissenschaftliche Methode der Gedankenentwicklung zu gehen scheinen, eine solche Trennung denn auch wirklich genügend rechtfertigen. de Vr.

41. Roland-Gosselin, M.-D., O. P., *Essai d'une étude critique de la connaissance*. I. Introduction et première partie (*Bibliothèque thomiste*, Bd. 17: Section philosophique, 1). gr. 8^o (165 S.) Paris 1932, Vrin. *Fr* 20.— Unter dem bescheidenen Titel eines Essai werden uns hier ganz meisterhafte Untersuchungen über erkenntniskritische Grundfragen geboten. Obwohl auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet ist — sogar Thomas wird nicht ein einziges Mal angeführt —, spürt man auf jeder Seite die überlegene Kenntnis nicht nur des hl. Thomas und des neuscholastischen Schrifttums, sondern auch der Gedankenwelt des modernen Idealismus. Mit der ruhigen Unbefangenheit recht verstandener Voraussetzunglosigkeit weicht R.-G. keiner Schwierigkeit aus. Gerade die so oft vernachlässigten letzten Grundverschiedenheiten realistischer und idealistischer Auffassung werden mit feinem Verständnis, in geduldig Schritt für Schritt vorangehender Analyse aufs sorgfältigste geklärt. Die letzte Begründung der Tatsachenurteile sucht R.-G. in der Reflexion auf das eigene Bewußtsein. Denn, wie er treffend bemerkt, „wir haben keinen Grund, das Vorrecht einer festen Stellung und eines unangreifbaren Ausgangspunktes gnädig dem Idealismus zu überlassen“ (35). Der Hauptteil des

Werkes ist aber der Analyse des Urteils gewidmet. Seine wesentliche Hinordnung auf das Sein und damit der realistische Sinn der Prinzipien wird überzeugend herausgearbeitet. In einem Kapitel zur Metaphysik der Erkenntnis, das sich ganz ungezwungen aus den erkenntnistheoretischen Erörterungen ergibt, wird allein aus der im Bewußtsein gegebenen Hinordnung des Subjekts auf das Sein als Objekt das Dasein Gottes als des wahrhaft „reinen Verstandes“ bewiesen, in dem Verstand und Gegenstand vollkommen eins sind. Weniger überzeugend scheint uns der zweite, noch allzusehr an den platonisierenden „ideologischen“ Gottesbeweis anklingende Gedankengang (120 f.). Das Schlußkapitel bringt eine scharfsinnige Auseinandersetzung mit Maréchal. — Wir erwarten mit Spannung die Fortsetzung des vorzüglichen Werkes, die u. a. noch die kritische Begründung des Außenwelts-Realismus bringen soll. de Vr.

42. Ral fs, G., Sinn und Sein im Gegenstande der Erkenntnis (Heidelberger Abhandlungen z. Philos. u. ihrer Gesch. 23). gr. 8^o (VIII u. 146 S.) Tübingen 1931, Mohr. M 8.60. — Es freut uns, hier ein Buch anzeigen zu können, das von neukantianischer Seite her die Voraussetzungen Kants an entscheidender Stelle durchbricht. R. fragt nach dem Verhältnis des im Begriff enthaltenen „Sines“ zu dem in der konkreten Anschauung gegebenen „Sein“. Im Urteil verbinden wir tatsächlich beides miteinander, beziehen den Begriff auf das anschaulich Gegebene. Eine unbefangene Besinnung auf die Bedeutung der Kopula und der logischen Urteilsnotwendigkeit führt R. zu der Einsicht, daß weder das Subjekt allein — auch wenn es als rationales „Bewußtsein überhaupt“ gefaßt wird — noch ein bloßes „Sollen“ die Geltung des Urteils letztlich gewährleisten kann, sondern nur das Sein des schon unabhängig vom Urteil bestehenden Gegenstandes. Damit scheint die kantische Erklärung des Urteils, nach der das Verhältnswörtchen *ist* „die Beziehung der Vorstellungen auf die ursprüngliche Apperzeption“ bezeichnet, aufgegeben zugunsten der aristotelisch-thomistischen Auffassung, nach der das Urteil Prädikat und Subjekt als in der Wirklichkeit verbunden hinstellt (*coniuncta in rerum natura*: S. Thomas, In 6 Met. lect. 4). R. spricht ganz ähnlich von der „ursprünglichen Verbundenheit“ der Satzglieder, deren sich das Subjekt in den logisch getrennten Elementen des Urteils bemächtigt (45). Daraus ergibt sich aber auch, daß die Anschauung nicht rein sinnlich ist, sondern den Inhalt des Prädikatsbegriffes konkret verwirklicht, so daß der Gegenstand der Anschauung eine ursprüngliche Einheit von Sinn und Sein darstellt. „Der Sinn im Objekt wird durch die subjektive Formung nicht erst erzeugt, erschaffen, sondern nur geweckt, aus dem Gehalt herausgehoben“ (93). Damit könnte die für die aristotelisch-thomistische Erkenntnislehre so grundlegende Auffassung vom *intelligibile in sensibili* und von der Abstraktion wiedergewonnen erscheinen. Freilich wird dieses Ergebnis beeinträchtigt durch die immer noch idealistisch klingende Art, wie R. von der Voraus-Setzung der Anschauung durch das (freilich nicht mehr rein rationale) Bewußtsein des ganzen Menschen spricht. Man kommt nicht recht zur Klarheit darüber, ob diese „Setzung“ als ein Sichangleichen an ein unabhängig von uns bestehendes Ding an sich oder als eine freie Konstruktion aufgefaßt werden soll. Im letzteren Fall wäre freilich nicht einzusehen, wieso denn ein solches Gebilde des Bewußtseins besser als ein rein begriffliches Gebilde instande sein sollte, „die tiefe Emphase“ zu rechtfertigen, „womit vom Sein die Rede geht“ (70). Der Sinn

des Satzes muß doch „das Sein des Gegenstandes voraussetzen, damit das ganze Satzgefüge seine Gültigkeit habe“ (51); „das Sein des Gegenstandes“, heißt das nicht aber „die ontologische Grundlage eines sinnerfüllten Seins an sich in konkreter Gestalt“ (88)?
de Vr.

43. Hoenen, P., *De origine primorum principiorum scientiae*: Greg 14 (1933) 153—184. — Der Verf. legt eine Lösung des Problems vor, die unter den älteren Scholastikern viel verhandelt, in neuerer Zeit aber fast ganz vergessen wurde. Nicht nur die Termini der unmittelbaren und streng allgemeingültigen Urteile werden durch unmittelbare Abstraktion aus dem Phantasma gewonnen, auch die Verbindung beider wird in ihrer Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit auf gleiche Weise, also durch unmittelbare Abstraktion aus dem Phantasma, erkannt. Diese These gilt zunächst für die ersten mathematischen Prinzipien, aber in analoger Weise auch für die Prinzipien der Metaphysik. Sie wird von den Thomisten unter Führung Cajetans gegen die Skotisten vertreten. Grundgelegt ist sie schon bei Thomas. — Den Nachweis seiner These für den Bereich der Mathematik will der Verf. in einer späteren Abhandlung bringen. Eine gerechte Beurteilung wird diesen Nachweis abwarten müssen. Die Kontroverse der letzten Jahre über die ersten Seinsprinzipien scheint darauf hinzuweisen, daß die komparative Analyse der bloßen Begriffe zur objektiven Geltendmachung der Prinzipien nicht genügt. Man muß es wieder lernen, nicht Begriffe, sondern durch Begriffe die Natur der Dinge zu sehen.
Brugger.

44. Conze, E., *Der Satz vom Widerspruch. Zur Theorie des dialektischen Materialismus*. 8^o (ca. 480 S.) Hamburg 1932, E. Conze, Sierichstr. 50. M 10.—. — C. will nicht etwa die Theorie des dialektischen Materialismus durch Anwendung auf den Satz vom Widerspruch ad absurdum führen, sondern versucht in allem Ernst, die tatsächliche allgemeine Annahme und die damit gleichgestellte Geltung des Widerspruchsprinzips nach dem marxistischen Dogma verständlich zu machen: Der Satz vom Widerspruch soll auf der gesellschaftlichen Arbeit des vergesellschafteten Menschen beruhen. Die aristotelisch-scholastische Lehre vom *Intellectus principiorum* scheint ihm eine aristokratische Ideologie zu sein; denn die große Masse sei vom *voeiv* durch die Art ihrer Arbeit ausgeschlossen (!). Der Nominalismus aber ist die Ideologie des frühkapitalistischen Bürgertums vom 14. Jahrhundert an; dabei wird freilich ohne jeden Beweis dem Nominalismus eine pragmatistische Deutung gegeben (die Begriffe nur Mittel zur Beherrschung der Dinge). — Daß C. ein erstaunliches philosophiegeschichtliches Wissen an den Tag legt, manches wertvolle Material zusammenträgt und im einzelnen auch manche gute Bemerkung über die gesellschaftliche Bedingtheit menschlicher Gedankenarbeit macht, soll gern anerkannt sein. Aber in seltsamem Mißverhältnis dazu steht der gänzliche Mangel an Augenmaß, das ahnungslose Danebentappen, wo es sich um die Beurteilung, die gedankliche Durchdringung und Auswertung des Stoffes handelt. Es heißt eben auch dem logischen Denken allzuviel zumuten, wenn es durch seine eigene Betätigung sein eigenes Grundgesetz aufheben soll; denn ein Aufheben und Von-Grund-aus-Niederreißen aller wahren Wissenschaft bleibt eben die marxistische Relativierung der Wahrheit doch.
de Vries.

45. Romeyer, Bl., *Saint Thomas et notre connaissance de l'esprit humain*: ArchPh 1932; Neuaufl. von 6 (1928) Cahier II

135—250. — In der zweiten Auflage seiner Arbeit (vgl. Schol 5 [1930] 467) setzt sich R. im Schlußwort mit einigen „thomistischen“ Kritikern auseinander über die Intelligibilität der Materie, die er auch jetzt — mit Recht — verteidigt. So aufgefaßt erweist sich der Hylomorphismus des hl. Thomas als intelligibel und zugleich hinreichend, sowohl das Werden der materiellen Dinge wie auch ihre quantitativen und qualitativen Eigenschaften zu erklären, die notwendig verschieden und doch notwendig vereint sind. So bildet die Materie in Verbindung mit der Form das Fundament für die Mathematik und einen Teil der Kosmologie, die Form dagegen im Verein mit der Materie die Grundlage für die Wissenschaften, die sich mit der aktiven Seite abgeben und für den andern Teil der Kosmologie. — Es ist nur schade, daß der Verf. diese wenigen Andeutungen nicht weiter ausgeführt hat.

Rast.

46. Glaser, Constanze, Realisten und Idealisten, die menschlichen Grundtypen. Versuch einer Darstellung und Aufweisung ihrer kategorialen Gültigkeit: Kant-Studien 38 (1933) 118—152. — Schillers psychologisch-charakterologische Typen des Idealisten und Realisten werden hier tiefer untersucht, um die beiden Typen als wirkliche Kategorien oder Grundtypen zu erweisen. Die Spannweite des Denkens beim Realisten ist begrenzt, seine Ziele sind endlich, relativ. Das Ziel und die Sehnsucht des Idealisten sind unbegrenzt, sie liegen im Absoluten. Erfüllung ist ihm nur in den seltenen Augenblicken der Ekstase beschieden. Nun werden diese Gegensätze an den charakterologischen Typen von Jung (Introvertierte und Extravertierte), den weltanschaulichen Charakteren in Jaspers' Psychologie der Weltanschauungen, dem romantischen und klassischen Forschertyp Ostwalds, den zyklotyphen und schizotyphen Temperamentstypen in Kretzschmers Körperbau und Charakter gegenübergestellt, um dann in einigen Beispielen philosophischer Geistesarbeit und künstlerischer Gestaltung eine Bestätigung ihres grundlegenden oder kategorischen Charakters zu finden. Eine mehr ontische Forschung könnte vielleicht noch zeigen, wie für die sachliche Verschiedenheit der Geistesgebiete die menschliche Veranlagung nicht ausreicht, sondern notwendig zur einseitigen Begabung und Eignung führt.

Schuster.

47. Wach, Joachim, Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. III. Bd.: Das Verstehen in der Historik von Ranke bis zum Positivismus. gr. 8^o (IX u. 350 S.) Tübingen 1933, Mohr. M 16.80; geb. M 19.—. — Die Vorzüge, die an den beiden ersten Bänden des Werkes gerühmt wurden (vgl. Schol 2 [1927] 145; 5 [1930] 608 f.), zeichnen auch den vorliegenden Band aus: reiches geschichtliches Wissen, gute Kenntnis der Probleme, sachliche und verständliche Darstellung. Für die Geschichte der Geisteswissenschaften des letzten Jahrhunderts ist das Werk unentbehrlich; das dem vorliegenden Bande beigegebene Sach- und Personenregister zum ganzen Werke gestattet, seinen reichen Inhalt voll auszuschöpfen. Auch für die Philosophie des Verstehens und der Geisteswissenschaften bietet es mancherlei Beiträge, wenn man auch sagen muß, daß über diese Probleme in der hier behandelten Zeit große Unklarheit herrschte. Dazu mag ein Doppeltres beitragen haben. Einmal war man, wie W. feststellt, durch die gewaltsamen Konstruktionen der Hegelschen Philosophie abgeschreckt und erblickte in der Behandlung philosophischer Fragen eine Gefahr für die Wissenschaft. Dann beginnt auch der naturwissenschaftliche Positi-

vismus sich geltend zu machen, und bei einzelnen Autoren merkt man schon Anfänge des Bestrebens, die Wissenschaftlichkeit ihres Faches durch möglichste Angleichung an die Methoden der Naturwissenschaften zu sichern (Sybel). Im allgemeinen stoßen aber solche Bestrebungen noch auf kräftige Ablehnung (Droysen). Am meisten hat sich Droysen mit philosophischen Fragen beschäftigt. Daneben sind die Ausführungen über Ranke und Steinthal nach der Richtung am ergiebigsten. Wie in den früheren Bänden führt eine Einleitung in die Problematik ein. Zu den Problemen, die in diesem Bande öfter besprochen werden, gehören u. a. folgende: der Sinn der Geschichte, Geschichte und Wirklichkeit, Gegenstand der Geschichte (die Tatsachen oder die hinter ihnen wirkenden Mächte und Kräfte?), Objektivität und Sicherheit ihrer Ergebnisse, Geschichte und Wert, Geschichte und Kunst, Geschichte und Philosophie.

48. Hessen, J., Die Methode der Metaphysik. gr. 8^o (77 S.) Berlin 1932, Dümmler. *M* 2.90. — Die Frage nach der Methode der Metaphysik ist angesichts der Vielgestaltigkeit der Auffassungen gewiß eine der dringendsten der Gegenwartsphilosophie. H. behandelt sie in seiner bekannten klaren und leichtverständlichen Art. Metaphysik ist ihm die Wissenschaft von den „übersinnlichen Gegenständen“, von dem unter den gegebenen Erscheinungen zugrunde liegenden realen Wesen. Ihre Methode ist daher ein Folgern, nicht ein unmittelbares Schauen; aber nicht ein induktives Schließen, da dieses nur vom Besonderen der Phänomene zu den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Phänomene fortschreitet; und auch nicht die Deduktion, da diese, wie H. meint, nur vom logischen Grund zu der mit diesem identischen logischen Folge fortschreitet und daher nur für die Idealwissenschaften geeignet ist. Die Methode ist vielmehr die „Reduktion“, der Schluß von der gegebenen realen Folge auf den zunächst verborgenen realen Grund. Nicht mehr zu beweisende, sondern als Postulat der theoretischen Vernunft hinzunehmende Voraussetzung dieser Methode sei der Satz vom zureichenden Seinsgrund. — Vielleicht sind doch manche Fragen verwickelter und tiefer, als die etwas allzu glatten und schematischen Lösungen vermuten lassen. So würden sich z. B., wenn der Verstand nicht bloß als Ratio, sondern auch als Intellectus im thomistischen Sinn angenommen würde, wesentliche Punkte gleich ganz anders darstellen, so besonders der Postulatcharakter des Kausalitätsprinzips und die Scheidung zwischen (rationaler) Metaphysik und (irrationaler) Weltanschauungslehre.

49. Jansen, B., Aufstiege zur Metaphysik. Heute und ehemals. gr. 8^o (VIII u. 537 S.) Freiburg i. Br. 1933, Herder. *M* 5.60; geb. *M* 6.40. — Das stattliche Buch ist in der Hauptsache aus einer Überarbeitung vieler einzelner Aufsätze des Verfassers entstanden, die zum großen Teil in den verschiedenen Jahrgängen dieser Zeitschrift schon gewürdigt wurden. Daß so wirklich ein einheitliches Ganzes zustande kommen konnte, ist ein deutlicher Beweis dafür, wie sehr es schon seit Jahren das Ziel der Arbeiten J.s ist, in weiteren Kreisen das Interesse und die Liebe für die scholastische Metaphysik zu wecken und so in der Zerfahrenheit der geistigen Lage der Gegenwart vielen Ringenden einen sicheren Halt zu bieten. Diesem Ziel kann das mit ebensoviel Warmherzigkeit wie überlegener Sachkenntnis geschriebene Buch wirklich dienen. Wir möchten ihm deshalb weiteste Verbreitung wünschen, zumal auch der Preis, dank den Zuschüssen der Notgemeinschaft, verhältnis-

mäßig sehr niedrig gehalten ist. Das Reizvolle des Philosophierens J.s ist, daß er die Probleme immer wieder aus der geschichtlichen Betrachtung, in der er Meister ist, sich entwickeln läßt. Die Gegenüberstellung der verschiedensten neuzeitlichen Philosophien mit den grundlegenden Lösungen der *Philosophia perennis* beleuchtet von immer neuer Seite die Überlegenheit der „griechisch-scholastischen Wege der Metaphysik“. Dabei ist J. keineswegs blind dafür, daß die Scholastik im einzelnen von den Modernen vieles lernen kann und muß, daß sie noch große Aufgaben zu lösen hat und daß ihr die Gefahr der Erstarrung droht, wenn sie sich diesen Aufgaben entziehen wollte. Auch die von aller Parteileidenschaft freie Art, mit der J. über die Auseinandersetzungen der Schulen innerhalb der Scholastik spricht, wirkt sehr wohlthuend. — Besonders hingewiesen sei noch auf das von A. Delp S. J. bearbeitete Kapitel über die Existenzphilosophie Heideggers; die überaus klare Darlegung der geschichtlichen Voraussetzungen und der Grundgedanken dieser Philosophie ist gewiß die Frucht vieler Mühe; vielleicht hätte der Unterschied des „eigentlichen“ und „uneigentlichen“ Seins mehr berücksichtigt werden können. de Vr.

50. Simon, P., Sein und Wirklichkeit. Grundfragen einer Metaphysik. gr. 8^o (VIII u. 179 S.) München 1933, Hueber. M 4.20; geb. M 5.50. — Das aus Vorlesungen während der Salzburger Hochschulwochen 1931 hervorgewachsene Buch gibt eine vortreffliche Einführung in die Grundfragen der Metaphysik. In glücklichster Weise verbindet es Klarheit des Ausdrucks mit lebendiger, freier Darstellungsweise, Sinn für die Problematik der Metaphysik mit sicheren, besonnenen Lösungen, Hochschätzung der Tradition mit offenem Blick für die Fragestellungen und Aufgaben der Zeit. Besonders hingewiesen sei auf die fein abgewogenen Ausführungen über die Individuation (118 f.), über Wert und Wirklichkeit (80 bis 100), über die Zuordnung der Person zum Reich der Werte (135—137) und über den „objektiven Geist“ (149—154). Gegenüber der nur allzu oft rein dogmatisch behaupteten gänzlichen Scheidung zwischen Sein und Wert, wobei dann der Wert dem „Irrationalen“ preisgegeben wird, verteidigt S. den Wertrealismus der großen scholastischen Tradition, ähnlich wie von Rintelen (vgl. Schol 8 [1933] 434), der auch durchaus nicht im Sinn eines übertriebenen Irrationalismus verstanden werden will. — Vielleicht sind aber die Ausführungen S.s im ersten Kapitel (Metaphysik und Weltanschauung) nicht in allem in vollem Einklang mit diesem Wertrealismus. de Vr.

51. Absil, Th., Zur metaphysischen Weise: StudCath 9 (1933) 39—47. — Im Anschluß an unsere Bemerkungen in Schol 6 (1931) 465 bringt A. einige weitere Klärungen seiner Lehre von der metaphysischen Weise (modus): Nicht jede Soseinsbestimmtheit ist eine durch „Weisung“ (modificatio) von seiten der aufnehmenden Potenz zu erklärende „Weise“, da ja die Form aus sich selbst ihre bestimmte, spezifische Wesenheit hat (das Gegenteil hatten wir geschlossen aus Äußerungen wie etwa StudCath 7 [1931] 50, wo uns das spezifische Wesen der Pflanze als ihre „Weise“ bezeichnet zu sein schien). Ferner wird das Prinzip „Actus limitatur per potentiam“ dadurch näher erklärt, daß die Begrenzung („Weisung“) zwar vor allem der passiven Potenz und damit der Ausübung der *causalitas materialis* zugeschrieben wird, daß aber doch zugegeben wird, daß diese erste „Weisung“ noch einen weiten Spielraum läßt, innerhalb dessen aktive Potenzen (Wirkursachen) weiterhin „weisen“ können. — Die Anwendung der neuen Theorie

der Persönlichkeit (Weisung des Seins durch das Wesen) auf die göttlichen Personen (Weisung des göttlichen Seins durch die Beziehungen) scheint uns freilich nach wie vor gezwungen. Man sieht nicht recht, welcher gemeinsame, wenn auch analoge Begriff hier noch dem gemeinsamen Wort „Weisung“ entsprechen soll. A. sagt: Die Weise ist die Fassung, gleichsam der Rahmen des Seienden; aber das ist nur ein bildlicher Ausdruck. de Vr.

52. Barth, Heinrich, *Das Sein in der Zeit* (Philosophie und Geschichte 42). gr. 8° (31 S.) Tübingen 1933, Mohr. *M* 1.50. — Der Vortrag berichtet zunächst über die Lehre von der Zeit bei Augustinus und bei Heidegger. Beide sehen das Sein der Vergangenheit und der Zukunft in der Gegenwart und machen diese damit zum Maßstabe. Ein richtiger Maßstab muß aber über allen drei Zeiten stehen; darum hat alle Zeit ihren Grund und Einheitspunkt in einem Überzeitlichen. — Es wird übersehen, daß die Zeit eine Abstraktion ist, deren reale Grundlage die Art zu sein endlichen Seins ist. Man müßte also von der Zeit zunächst auf diese Grundlage, das dauernde Sein, zurückgehen, um von da zu einem ewigen, zeitlos Seienden zu gelangen. Brunner.

53. Van Hove, A., *De motione divina in ordine cum naturalium supernaturalium animadversiones: DivThom(Pi) 36 (1933) 248 bis 264.* — Gott ist in der natürlichen Ordnung nicht „causa principalis“ oder „motor“ im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern nur „causa prima“, sofern ihm alle Kausalität wesentlich untergeordnet ist. Aller Einfluß Gottes auf die Tätigkeit der Geschöpfe ist identisch mit deren fortdauernden Schöpfung. „Melius diceretur Deum non producere actionem in aliquo subiecto, sed ipsum subiectum utique agens.“ In der übernatürlichen Ordnung gebraucht Gott eigentliche Werkzeuge, z. B. bei manchen Wundern oder in der Mitteilung der Gnade durch die Sakramente. — Van Hoves Auffassung über die Mitwirkung Gottes scheint sich im wesentlichen mit dem zu decken, was J. Stufler in „De Deo operante“ als Lehre des hl. Thomas dargetan hat. Im Anschluß an Serpillanges lenkt er sein Schiffelein mit Geschick zwischen der Scylla und Charybdis des „concursum simultaneum“ und der „praemotio physica“ hindurch. Den Namen der „praemotio physica“ will er allerdings beibehalten. Mit welchem Recht, ist nicht ersichtlich. Brugger.

54. Schmidt, W., *Der Ursprung der Gottesidee. IV. Band: Die Religionen der Urvölker Afrikas.* gr. 8° (XXXII u. 821 S.) Münster 1933, Aschendorff. *M* 24.—; geb. *M* 26.25. — Dank den Forschungen von Trilles, Schumacher, Schebesta und Lebzelter kann dieser Band eine ungeahnte und in ihren Einzelheiten überraschende Fülle religionswissenschaftlichen Materials bringen. Es werden hier behandelt die zentralafrikanischen Pygmäen und Pygmoiden, die Buschmänner, Bergdama und Hottentotten. Bei den eigentlichen Pygmäen enthüllt sich uns ein überaus reiches religiöses und sittliches Leben mit Hochgottglauben, zahlreichen religiösen Zeremonien und Festen, gut entwickeltem sittlichem Empfinden. Die mitgeteilten Gesänge verraten ein gutes dichterisches Vermögen, das sich (z. B. in der Totenklage S. 59 ff.) zu hohen und ergreifenden Leistungen aufschwingen kann. Bei den Pygmoiden wirkt sich die Mischung mit andern Völkern schwächend auf das religiöse Leben aus. Das Studium solcher Überlagerungen ist für die Religionsgeschichte und Religionsphilosophie von ganz besonderer Bedeutung. Die Untersuchung der gegenseitigen Überlagerungs- und Mischungsverhältnisse in Religion und Sitte der

Buschmänner, Bergdama und Hottentotten kann als Musterbeispiel für die Anwendung der kulturhistorischen Methode bezeichnet werden. Dankenswert ist auch die Einführung einiger neuer Fachausdrücke, die feinere Unterscheidungen ermöglichen, z. B. Heilmittel und Fetisch, Gottesmann, Priester, Medizinnann und Zauberer. Abschließende Kapitel arbeiten die Übereinstimmungen und Unterschiede zwischen asiatischer und afrikanischer Pygmäenreligion heraus. Für fast alle Grundbegriffe des religiösen Lebens der Menschheit wird neues Material beigebracht, vor allem für Opfer, Seelenglaube und Totemismus. Brunner.

55. Allier, R., *A la recherche d'une définition de la Magie: ÉtThRel 8 (1933) 1—28.* — An einer Reihe von Beispielen wird gezeigt, daß wir bei den Naturvölkern vieles für magisch ansehen, was ihnen, wenn auch fälschlicherweise, aus ihrer Weltanschauung heraus als ein natürlicher Zusammenhang gilt. Ohne Zweifel eine richtige Beobachtung, durch die eine Menge von Fällen aus dem Gebiete Magie ausscheiden. Br.

4. Naturphilosophie. Psychologie.

56. Mariani, Bernardus M., O. S. B. M. V., *Philosophiae Christianae Institutiones in usum adolescentium.* 2 Bände 8^o (XXVII u. 334; XXXII u. 754 S.) Turin—Rom 1932, Marietti. L 15.— u. 30.—. — Wir bringen hiermit das durch seine Stofffülle, weniger durch die Stoffwahl und Klarheit in der Darstellung bemerkenswerte Gesamtwerk zur Anzeige und gehen nur auf den Abschnitt „*Psychologia generalis seu Biologia*“ näher ein. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser sich in einer Reihe von (französischen) Biologiewerken umgesehen hat und über manche Forschungsergebnisse ziemlich ausführlich berichtet; es ist ihm aber leider nicht gelungen, sie alle einwandfrei darzustellen. Auch hätte er sie wohl besser verarbeiten und mit seinen spekulativen Erörterungen inniger verweben sollen. Zur Illustration diene: II 189 wird die Bezeichnung eines Lebewesens als Organismus damit begründet, daß es ein „*ens compositum ex una aut pluribus cellulis*“ sei; aber hat man denn nicht lange vor der Aufstellung der Zellentheorie von „*corpora organizata*“ gesprochen? Daß „die“ Zelle eine wahre Einheit darstelle (190), ist eine unnötige Konzession an die überlebte Zellenstaatlehre. Der Abschnitt „*Organismus chimice inspectus*“ ist unklar und enthält unrichtige Bezeichnungen chemischer Elemente. Von diesen heißt es S. 198, daß C, O, H, N in allen Lebewesen vorhanden seien, bei den Tieren kämen noch andere hinzu! Dem Transformismus steht Verf. ablehnend gegenüber, aber aus welchen Gründen! „*Transformismus Textui Sacro aperte contradicit*“; das behauptet diesseits der Alpen wohl kein einziger katholischer Theologe. Kindlich ist das folgende Argument: Die Tier- und Pflanzendarstellungen der Hieroglyphen bewiesen, daß keine Entwicklung seither stattgefunden habe. Was ist Darwins Naturalsektion? Staunend liest man S. 229: „*planta seligit . . . quae assimilare sibi possit, omissis ceteris: praedicta inclinatio dicitur naturalis selectio*“. Wer so schreibt, hat sicher von und über Darwin kaum etwas gelesen. Nicht recht begreiflich ist, was S. 236 von der „*disparitio quorundam typorum*“ behauptet wird: das sei nur „*praesumptio in favorem transformismi*“. Entweder leben für den Verfasser noch irgendwo Trilobiten, Gigantotraken, Lepidodendren und Mastodonten und wie die ausgestorbenen Ty-

pen alle heißen, oder er steht bezüglich der Fossilien noch auf dem *Lusus-naturae*-Standpunkt. — Wieviel unvoreingenommener hat doch, schon vor 50 Jahren, ein anderer scholastischer Philosoph, Tilmann Pesch, die Entwicklungslehre behandelt! Seine Thesen in *Philosophia naturalis II* könnten dem Verf. leitende Gesichtspunkte für die dringend notwendige Umarbeitung seines Werkes bieten.

Schmitz.

57. Bavink, Bernhard, Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. Eine Einführung in die heutige Naturphilosophie. Fünfte neu bearb. und erweit. Aufl. gr. 8^o (XII u. 650 S.; 89 Abbildungen, 1 Tafel u. Verfasserbild) Leipzig 1933, Hirzel. *M* 15.—; geb. *M* 17.—. — Das im vorletzten Jahrgang (Schol 7 [1932] 274 f.) von Th. Wulf besprochene umfangreiche Werk liegt bereits wieder in neuer Auflage vor. Mit dem Hinweis auf die frühere sehr eingehende Rezension sei auf die fast die Hälfte betragende Preissenkung aufmerksam gemacht, die dem Verlag sicher hoch anzurechnen ist. Von seiten des Verfassers ist keine Mühe gescheut worden, das Werk auf dem laufenden zu halten, was bei dem schnellen Fortschritt der modernen Physik verschiedene Umarbeitungen erforderte und auch in einigen Fragen einen Ansichtswechsel mit sich brachte. Wie früher, so wird auch in der neuen Auflage das Umstürzlerische der neuen Anschauungen viel breiter dargestellt als die versteckten Fäden, die das Neue mit altem Gedankengut zu verbinden erlauben, z. B. beim Begriff der anorganischen Substanz. Es ist, als ob der Verf. hieran weniger Interesse habe; man darf aber hoffen, daß er sich mit der Zeit nach dieser Richtung hin weiter entwickeln und mehr bieten werde.

Schm.

58. Planck, M., Wege zur physikalischen Erkenntnis. Reden und Vorträge. gr. 8^o (XI u. 280 S.) Leipzig 1933, Hirzel. *M* 6.—; geb. *M* 8.—. — Der billige Preis des Werkes steht in einem angenehmen Mißverhältnis zu der Gediegenheit seines auch für den Naturphilosophen bedeutsamen Inhalts. Von der maßvollen Haltung Plancks in dem Streit um die letzten Grundlagen der Physik hat jeder philosophisch Interessierte schon hin und wieder etwas vernommen, aber ein klares Bild von der Tragweite seiner in mancherlei Gelegenheitsreden geäußerten und allmählich ausgebauten Anschauungen war doch nicht so leicht zu gewinnen. Die vorliegende Sammlung löst jeden Zweifel: Planck, der große Physiker, ist der beste Verbündete eines gesunden philosophischen Realismus. Man muß nur bei ihm den Kern von der Schale trennen, das überall tiefest Gemeinte und Gefühlte von der mitunter abweichenden Ausdrucksweise. — Die im Buche wiedergegebenen Vorträge sind folgende: Die Einheit des physikalischen Weltbildes, neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis, dynamische und statistische Gesetzmäßigkeit, die Entstehung der bisherigen Quantentheorie, Kausalgesetz und Willensfreiheit, vom Relativen zum Absoluten, physikalische Gesetzmäßigkeit, das Weltbild der neuen Physik, Positivismus und reale Außenwelt, die Kausalität in der Natur, Ursprung und Auswirkung naturwissenschaftlicher Ideen.

Schm.

59. Mitterer, A., Mann und Weib nach dem biologischen Weltbild des hl. Thomas und dem der Gegenwart: *ZKathTh* 57 (1933) 491—556 (Sonderdrucke bei Fel. Rauch, Innsbruck, zum Preise von *M* 1.20 erhältlich). — Diese monographische Thomasstudie leistet Außerordentliches in der Zusammenfassung weit verstreuter Lehren und ihrer gedanklichen Verknüpfung zu einem bio-

logischen Weltbilde, das den Schlüssel für das Verständnis vieler von Thomas vorgetragenen philosophischen und theologischen Anschauungen bildet, aber wesentlich von der durch die moderne Biologie ermittelten Wahrheit abweicht. In einem vom mittelalterlichen Handwerk genommenen Bilde rekonstruiert und veranschaulicht M. gegen Schluß (546) das ganze Lehrgebäude wie folgt: Die Ehe ist die Werkstätte der Menschenerzeugung. Der Meister darin, ausgerüstet mit der Zeugungskraft, ist der Mann, und sein Werkzeug ist das Sperma. Die Frau ist der Gehilfe, der den Zeugungsstoff bereitstellt und dieser Werkstoff ist das Gebärmutterblut. Werk ist die Zeugung und Werkstück das Kind. Meister und Gehilfe verbinden sich durch einen Vertrag, den sie als freie Menschen schließen und der beide in gleicher Weise bindet, zu Leistung und Gegenleistung verpflichtet, soweit es sich um das Handwerk und das Werkstück handelt. Jeder hat dem andern das eheliche Werk zu leisten. Das Werkstück und die gegenseitige Treue in der Einhaltung des Arbeits- und Lohnvertrags ist ein beiden gemeinsames Gut. Selbstverständlich ist aber der Gehilfe für den Meister da, nicht der Meister für den Gehilfen. Selbstverständlich ist der Meister der Herr, der Gehilfe dagegen Diener. — Vor dem Staatswesen ist nur der Meister, nicht der Gehilfe, unmittelbarer Vertreter der Werkstätte (Firma). Er hat die gesetzlichen Pflichten, er zahlt Abgaben und übernimmt gegebenenfalls (auch staatliche) Aufträge. Er kann Ratsherr werden und eine politische Rolle spielen. Er steht zu den anderen Bürgern in geschäftlichen Beziehungen des Warenaustausches usw. — Hat der Gehilfe auch Familienanschluß, gehört er also dem Hauswesen des Meisters an, so regiert im Hauswesen natürlich der Meister, nicht der Gehilfe. Wesentlich ist das aber nicht (Sklavenehe). Der Meister hat dann an ihm auch erzieherische Pflichten zu erfüllen. So auch der Zeugungsmeister Mann am Zeugungsgehilfen Weib. — Wenn der Gehilfe alt und arbeitsunfähig ist, so ist es Unrecht, ihn auf die Straße zu setzen; so auch Unrecht, eine Frau zu entlassen usw. — Auf welchen biologischen Prämissen dies alles oder doch größtenteils bei Thomas beruht und wie manche davon veraltet sind, kann hier nicht referiert werden; man wird es mit Interesse und sogar Staunen bei M. nachlesen. Sehr zu beherzigen scheinen mir die letzten Seiten der Arbeit, wo das „Zurück zu Thomas!“ mehr als ein Zurück zu seiner von der Naturforschung ausgehenden und bewundernswert konsequenten Methode interpretiert wird, keineswegs aber als Aufforderung zu kritikloser Hinnahme seiner zeit- und umweltbedingten Denkergebnisse. — In einigen Punkten kann ich mich dem Verfasser nicht ganz vorbehaltlos anschließen: z. B. soll nach moderner Biologie die Einheit der Spezies auf der ununterbrochenen Kette totipotenter Zellen beruhen, jenem Lebensstromnetz, an das die Individuen wie Glühlampen angeschlossen seien. Diese Begeisterung für die Weismannsche Keimbahnlehre betrifft wohl keine allgemein anerkannte Tatsache.

Schm.

60. Hauser, Rud., Lehrbuch der Psychologie. 8^o (VI u. 135 S.) Freiburg i. Br. 1933, Herder. Geb. M 3.—. — Dieser Leitfaden steht der beschreibenden Psychologie im Sinne Sprangers näher als der experimentellen Psychologie. Er geht vor allem auf das, was die Praxis, die Geisteswissenschaften suchen, nämlich auf das höhere seelische Leben, die Kräfte, die Einheit in das ganze Seelenleben bringen, die Triebe und den Willen. Die klassische experimentelle Psychologie beginnt mit den niedrigsten

Elementen, den Empfindungen, Vorstellungen, Wahrnehmungen, Assoziationsgesetzen; dann erst wendet sie sich zum höheren Denken, Fühlen und Wollen. Hier dagegen sind das erste, besonders liebevoll Behandelte die Triebe und Willensakte, deren Beschreibung ein Viertel des ganzen Buches ausmacht. Ihre Behandlung ist sehr lesenswert. Darauf beschreibt ein gutes Drittel die Empfindung, Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gestaltbildung, Assoziationen und besonders das Denken mit seiner Entwicklung. Die experimentelle Psychologie würde gewiß diese Behandlung der Empfindungen, der Raum- und Zeitformen sehr dürftig finden. Weiter geht ein kleiner Abschnitt in sachgemäßer Weise auf das moderne Thema der verdrängten Komplexe und ihre Behandlung ein. Alles übrige empirische Material, Gefühle, Intelligenz, Charakter, geistige Entwicklung ist summarisch gehalten. Am Schluß kommt noch ein beachtenswerter Ausblick auf die philosophischen Folgerungen der ganzen Lehre, die Lebensform des Organismus, das Wesen der Seele und ihre Beziehung zum Körper. — Diese neue, den modernsten Fragen mit Vorliebe zugewandte Psychologie ist sehr zu begrüßen, nicht um die klassische experimentelle Psychologie zu verdrängen, sondern um sie zu ergänzen nach der Richtung, die die Praxis vor allem wünscht. Aber auch die experimentelle Psychologie wird zweifellos vieles aus der neuen Art übernehmen. Fröbes.

61. Sternegger, Benedikt, Sätze der Psychologie, Eine Zusammenfassung der grundlegenden Resultate psychologischer Forschung. 8^o (122 S.) München 1933, Hueber. M 2.— Das Schriftchen will die grundlegenden Ergebnisse der Psychologie ohne ihre Beweise möglichst knapp bieten (an einen Katechismus erinnernd), in einer Terminologie, die möglichst aus der gewöhnlichen Sprache entnommen ist. Buch I beschreibt die inneren Vorgänge: Gegenstandsvorgänge (Denken, Wahrnehmen); Erlebnisvorgänge, nämlich Fühlen, Empfinden; Kraftvorgänge, Wollen, Seelisches Innervieren, Körperliches Innervieren; dann die inneren Zustände, besonders das Bewußtsein; Buch II das Unbewußte: das akzidentelle Unbewußte (Gedächtnis), die unbewußten Fähigkeiten und Organe der Seele; III die persönliche Seele, das Ich; IV die Wechselwirkung von Leib und Seele; V die Gesetze der Seele, nämlich der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses. Der Anhang gibt die mathematische Psychologie. — Ein Nachteil ist sicher, daß die Terminologie zum großen Teil nicht die der bestehenden Psychologie ist. Das Denken schließt hier die sinnliche Vorstellung ein, das Wahrnehmen dasjenige, was Empfindung heißt. Das Empfinden scheint nur die sinnlichen Gefühle zu bedeuten (definiert als „Spüren am Körper“). Ganz neu ist der Begriff des seelischen Innervierens = „ein Ausüben eines Kraftaktes an einer Stelle der Seele durch das Innere“ (!). Die Auffassung des Bewußtseins weicht von der üblichen völlig ab. Diese Eigenmächtigkeiten tragen zur Klarheit nicht bei. — Stärkere Bedenken betreffen das Buch II. Es werden „seelische Organe“ aufgestellt, womit nicht die körperlichen Organe gemeint sind, sondern etwas in der Seele selbst; auch solche für das Denken und Wollen; der Verstand ist ein seelisches Organ. Das einfache Ich ist nicht die Seele, die „in ihrem Wesen organisch geartet“ ist. Der Körper schmiegt sich an die „Gestalt der Seele“ an. Denken und Wollen werden mit den ihnen zugehörigen leiblichen Organen vollzogen. Das alles entspricht wörtlich genommen sicher nicht der Einfachheit und Geistigkeit der rationalen Seele und ihrer Fähigkeiten, wie

sie die scholastische Philosophie beweist. Vermutlich meint der Verf. mit den Seelenorganen bloß die akzidentellen geistigen Potenzen und ihre äußere Abhängigkeit von gewissen Körperteilen. Aber wie kann dann der Körper sich der Gestalt der Seele anschmiegen? Hier sollte manches weniger angreifbar ausgedrückt werden. Die sog. mathematische Psychologie am Schluß würde besser ganz wegfallen; sie lehrt nichts, was die Vergleichung der Definitionen nicht leicht erkennen ließe. — Die Arbeit bringt manche glückliche Begriffszergliederungen; nur wären reichliche Beispiele zum vollen Verständnis sehr erwünscht. Fr.

62. Müller-Freienfels, Rich., Die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Psychologie (Wissenschaft u. Bildung Nr. 254). 11. bis 15. Tausend. 8^o (149 S.) Leipzig 1932, Quelle u. Meyer. M 1.80. — Das Büchlein stellt in leichtverständlicher Weise und unparteiisch die verschiedenen Schulen moderner Psychologie in Deutschland dar. Die erste Hälfte behandelt die naturwissenschaftliche oder experimentelle Psychologie, die sich mehr um die niederen Seelenvorgänge bemüht und zu mechanistischen Erklärungen neigt; der zweite Teil geht auf die geisteswissenschaftliche Psychologie; ihr Gebiet ist das Gefühls- und Willensleben; sie will die menschlichen Handlungen aus der Ganzheit des Charakters begreifen. Innerhalb der ersten Richtung werden beschrieben: der sensualistische Assoziationismus, die Wundtsche Psychologie, die österreichische Schule, die Bewegungspsychologie, die Eidetik, Denkpsychologie, Gestaltpsychologie, der Behaviorismus der Amerikaner und Russen. Zur zweiten Klasse werden gerechnet die Aktpsychologie, die Sternsche Personalistik, die Lebenspsychologie, verschiedene Formen medizinischer Psychologie, beispielsweise die Psychoanalyse, die Charakterologie, endlich die geisteswissenschaftliche Psychologie im engeren Sinn von Dilthey und Spranger. Besonders die letztere findet eine vorzügliche, klare Darstellung, die einem Leser Sprangers zu empfehlen ist. Das Ideal sieht Verf. mit Recht in einer Verbindung, die das Beste der verschiedenen Schulen auswählt. Fr.

63. R a b l, C., Das Problem der Willensfreiheit unter medizinischen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. 8^o (VIII u. 150 S.) München 1933, Oldenbourg. M 5.— Hier ergreift ein Mediziner das Wort, der gegenüber dem Materialismus vieler Fachgenossen die Notwendigkeit und Möglichkeit der Willensfreiheit festzustellen sucht. Für die Notwendigkeit werden die bekannten Gründe aus der Verantwortlichkeit, das Postulat der Ethik, geltend gemacht. Die Hauptbemühung gilt aber den Schwierigkeiten, nach denen Willensfreiheit am Gesetz der Kausalität scheitern soll. Das Kausalgesetz faßt R. in dem beschränkten Sinn, daß jede Veränderung durch die vorhergehende räumliche Verteilung von Stoff und Energie nach den unwandelbaren Gesetzen der Physik bestimmt sei. Dagegen weist er auf die lebende Substanz, in der ohne eine Entelechie im Sinne Drieschs nicht durchzukommen sei. Dieser richtige Gedanke wird durch den Irrtum etwas verdunkelt, daß das einzelne Leben wegen seiner Individualität nichts Gesetzliches sein könne. R. erscheint es als logische Schwierigkeit, daß etwas weder vorherbestimmt noch reiner Zufall sei, wogegen er die Evidenz der tatsächlichen Willensfreiheit geltend macht. Als positive Erklärung schlägt er eine Arbeitshypothese vor. Da die Kausalität (wie er sie versteht) ein Geschehen in Raum und Zeit verlangt, könnten Vorgänge in einer anderen als einer räumlich-zeitlichen Welt sich abspielen, wo es kein Vorher gäbe, deshalb auch keine

vorhergehende Ursache. Wenn nun ein Vorgang in jener Welt zur körperlichen Natur in Beziehung stehe, müßte seine Einwirkung auf diese uns irrational erscheinen. — Indessen wäre in einer Welt ohne Vorher und Nachher eine Veränderung undenkbar; in Wirklichkeit kommt dem Willensprozeß, wie ihn das Bewußtsein zeigt, ein klarer zeitlicher Verlauf zu. Tiefere Erklärungen hätte R. wohl bei scholastischen Autoren finden können, wie bei Geyser. Immerhin ist es sehr zu begrüßen, daß auch in diesen Kreisen die Willensfreiheit wieder Anerkennung findet, so daß eine solche Arbeit möglich war. Fr.

64. Müller, G. E., Kleine Beiträge zur Psychophysik der Farbenempfindungen: ZSinnespsych 64 (1933) 1—78. — Die vorliegende Experimentaluntersuchung verbindet eigene Experimente mit vielen anderen Ergebnissen zu einer einheitlichen Theorie. Wie sich herausstellt, beeinflußt das Licht nicht nur die festen Bestandteile von Netzhaut und Nerven, sondern auch die frei bewegliche Flüssigkeit der Netzhaut oder ihrer Umgebung. Infolgedessen bleibt bei einer Augenbewegung die gereizte Flüssigkeit mehr oder weniger an der alten Stelle, mischt sich mit anderer Flüssigkeit und verändert so die optischen Farbenprozesse und Figuren der Nachbilder. Die Theorie erlaubt, die bisher unerklärten Eigenschaften des Nachbildes unter dem Einfluß der Augenbewegungen, besonders derjenigen des Nystagmus, ins einzelne verständlich zu machen. Als Hauptergebnis sieht M. an, daß das negative Nachbild retinalen Ursprungs ist. Fr.

65. v. Schiller, P., Stroboskopische Alternativversuche: Psych-Forsch 17 (1933) 179—214. — Werden schnell nacheinander ein ruhiges vertikales und ein ruhiges schräges Kreuz geboten, so ist die entstehende Scheinbewegung individuell verschieden, bald im Sinn des Uhrzeigers, bald entgegengesetzt. Hat man zwei Gruppen von Figuren, so treten scheinbar willkürlich sehr verschiedene Bahnen der Scheinbewegungen auf. Sorgfältige Beobachtungen von S. zeigen, daß in Wirklichkeit verschiedene Prinzipien, die sich individuell oft kreuzen, die Wanderungen beherrschen. So ist bevorzugt die kürzeste Verbindungsbahn, die symmetrische Bewegung der Teile, die Beibehaltung der ersten Figur so lange als möglich usw. Die verschiedenen Faktoren werden in ihrer relativen Stärke untersucht, wie die Gleichheit der Grenzfiguren in Form, Farbe, Helligkeit, Größe, die Lage der Figuren, die Bevorzugung der Wanderung durch die Fläche oder die Tiefe. Es ist das Verdienst der Arbeit, in die relative Stärke der Abhängigkeiten etwas mehr Klarheit gebracht zu haben. Die individuelle Auswirkung wird freilich stark von zufälligen Einstellungen und Kenntnissen abhängen, und deshalb, ohne grundlos zu sein, sich doch meist nicht sicher voraussagen lassen. Fr.

66. v. Schiller, P., Das objektive Verschmelzen in seiner Abhängigkeit von heteromodaler Reizung; und: Die Rauigkeit als intermodale Erscheinung: ZPsych 125 (1932) 249—288; 127 (1932) 265—289. — Eine visuelle Empfindung kann unter Umständen durch eine akustische verändert werden. Hier wurde das Flimmern eines Farbenkreises während einer kurzen Zeit durch akustische Schwebungen oder durch Bewegung der Hand über rauhes Papier usw. beeinflußt. Durch gleichzeitige akustische Schwebungen wurde das Flimmern bisweilen stärker, rauher, unruhiger; ähnlich durch das Geräusch eines Elektromotors. Es kann dann zu einer Vereinigung beider Empfindungen kommen; das Geräusch scheint wohl aus der Farbscheibe herauszukommen; Bewegung der Hand über

rauhes Papier ergab bisweilen ein verstärktes Wackeln. Allgemein fand sich: Die beiden (heteromodalen) Empfindungen beeinflussen sich nicht, wenn sie keine Ähnlichkeit haben, aber auch nicht, wenn sie ganz gleich sind; dagegen tritt bei einer gewissen Unähnlichkeit eine Angleichung auf. Das Grobe der Störung macht dann das feine optische Flimmern selbst rauher, die feinere Störung verfeinert das optische Bild. — Damit ein optischer Reiz auf einen akustischen einwirkt, muß im allgemeinen das induzierende Phänomen deutlich, nicht gut lokalisiert sein, das Feld ausfüllen, lang dauern; das induzierte dagegen muß klein, schwach, aber gut lokalisiert sein. So wirkt das Flimmern eines optischen Feldes, wenn es einen sehr großen Teil des Gesichtsfeldes einnimmt. S. schließt im Sinn der Empfindungslehre Werners auf ein gemeinsames Moment in den Empfindungen verschiedener Sinne, wie etwa die Rauigkeit, die vielen zukommt. Es scheint derselbe Vorgang zu sein, der optisch als Flimmern, akustisch als Schwebungen, taktil als Rauigkeit erscheint. Deshalb werden durch das optische Flimmern Töne oder Schwebungen beeinflusst, ebenso die Vibrationen im Finger; ebenso wirken akustische Reizungen auf taktile Wahrnehmungen. — Allerdings handelt es sich hier um die Zeitkomponente, die ja allen Empfindungen zukommt, nicht um ein Moment in der eigentlichen Qualität, worüber Werner so Auffallendes mitteilt. Fr.

67. Jacobs, Meta Helen, Über den Einfluß des phänomenalen Abstandes auf die Unterschiedsschwelle für Helligkeiten: *PsychForsch* 18 (1933) 98—142. — Variiert man den gegenseitigen Abstand zweier leuchtender Quadrate, so wächst die Unterschiedsschwelle für Helligkeit mit diesem Abstand, wenn auch weniger schnell. Wenn anderseits die Entfernung der Objekte vom Beobachter steigt, wobei ihre Netzhautbilder unverändert bleiben, so wird ebenfalls die Unterschiedsschwelle für die Helligkeiten erhöht. Die Entfernung vom Beobachter hat aber nur Wirkung, wenn sie als solche erkannt wird. Nach der Gesamtuntersuchung hängt die Unterschiedsschwelle auch vom räumlichen Abstand ab, und zwar ungefähr proportional. Im Sinn der Gestalttheorie vermutet J., daß der psychophysische Parallelismus nicht nur, wie bekannt, für Qualitäten gilt (nach den Axiomen von G. E. Müller), sondern auch für die räumlichen Verhältnisse der Objekte. Es entsprechen ihnen also auch räumliche Verhältnisse in den zugehörigen psychophysischen Prozessen, wenn auch nicht in geometrischer Ähnlichkeit, so in einem weiteren Sinn dynamisch ähnlich, funktionsähnlich. — Faßt man im Sinn der traditionellen Psychologie die sinnlichen Erscheinungen als notwendig an eine entsprechende materielle Begleiterscheinung gebunden, so muß auch die räumliche Ausdehnung, soweit sie nicht bloß begrifflich gewußt, sondern anschaulich erlebt wird, ein Korrelat im Gehirn haben. Die Bezeichnung „funktional“ oder „dynamisch ähnlich“ weist freilich bloß auf eine unbekannt Entsprechung hin, deren genaue Klärung die Forschung erst erringen muß. Fr.

68. Lashley, K. S., Massenleistung und Gehirnfunktion: *Der Nervenarzt* 5 (1932) 113—120 179—184. — Der anerkannte Meister der Gehirnforschung bespricht auf Grund vieler eigener Versuche die Großhirnlokalisation und ihre Grenzen. Auf dem Sehfeld ist bei Ratten eine Höchstleistung das Unterscheiden von Schablonen; die Ausschaltung eines kleinen Bereiches im Sehfeld zerstört diese Fähigkeit dauernd. Die höchsten Integrationsstufen der Tiere scheinen keine besondere Lokalisation zu haben, sondern nur von der Menge des verfügbaren Gewebes abzuhängen. Auch scheinen

einfache starre Verbindungen nicht einmal für die Rückenmarkreflexe zu genügen. Das letzte Funktionselement ist nach L. nicht die einzelne Zelle mit ihren spezifischen Verbindungen, sondern das Zusammenspiel der organisierten Reizschemata (man denke an Gestalten). L. denkt allerdings nicht an die Rolle der Seele, sondern spricht nur von mechanischer Wirksamkeit. Immerhin ist sein Zugeständnis wertvoll, daß es bei den verschiedenen Leistungen der Hirnrinde jeden Grad von Spezialisierung gebe, von der starren Verbindung bis zur Unspezifität. Fr.

69. Lisser, Heinz, Über unsren Glauben an die Realität der Außenwelt: ZPsych 128 (1933) 111—199. — Mit „Außenwelt“ ist hier sonderbarerweise die körperliche Welt außerhalb (!) des eigenen Körpers gemeint. Den Eindruck der Realität liefert nach L. das Zusammenwirken der Sinne; die Gesichtswahrnehmung ergibt die Raumorientierung, besonders der nahen Körper, während die ferneren mehr gespenstisch aussehen. Der Tastsinn ist besonders wichtig für den Realitätscharakter im Widerstand der äußeren Objekte. — Das ist im ganzen richtig und die übliche Lehre. Freilich verraten manche Einzelausführungen nicht Bekanntheit mit den Lehren der experimentellen Psychologie. Daß der Schmerz keine besondere Empfindung sei, sondern jede maximale Empfindungsstärke, ist seit einigen Jahrzehnten widerlegt. Daß ohne Bewegungsfähigkeit keine Realität erfaßt werde, ist übertrieben. — Weniger glücklich ist der zweite Teil der Abhandlung, nach dem wir die psychische Umwelt (d. h. die Bewußtseinserscheinungen der anderen) unmittelbar erkennen sollen. Im Beweis denkt L. übrigens einseitig an die Gefühle, und zwar an jene, die sich in Ausdrucksbewegungen offenbaren, nicht an die reiche Welt der übrigen inneren Erlebnisse. Kennzeichnend für die Art der Beweise ist die Berufung auf Pleßner, nach dem es falsch sein soll, innere und äußere Erfahrung, Leib und Seele zu trennen; ursprünglich werde sogar, wie die Primitiven beweisen, die ganze äußere Welt als beseelt angenommen. — Wenn das wahr wäre, bräuchten wir die Versuchspersonen nicht ihre Erlebnisse berichten zu lassen; wir müßten sie direkt sehen wie die Körpererscheinungen. Nach Scheler sehen wir unmittelbar im Lächeln die Freude, im Erröten die Scham. Das „unmittelbar“ ist hier bloße Behauptung. Über die Art der Vermittlung hat die Psychologie sehr wertvolle und gut verständliche Beiträge, die ein Kritiker kennen und würdigen sollte, wenn er ernst genommen werden will. Diese Kenntnis fehlt hier. Fr.

70. Fischer, Siegfried, Über die Einsicht der Jugendlichen: Zeitschrift für Kinderforschung 40 (1932) 497—516. — Nach dem Jugendgerichtsgesetz sind Jugendliche nur dann strafbar, wenn sie damals fähig waren, das Ungesetzliche ihrer Tat einzusehen. Sie mußten wissen, daß die Tat nicht bloß sittlich schlecht sei, sondern einer Bestrafung aussetze. Über das Wachstum dieses Wissens in der Jugend liegt noch kaum Material vor. F. untersucht nun einige Straftaten von Jugendlichen. So begeht ein 17-jähriger Gymnasiast in Geldnot auf einer Reise eine Reihe von Betrügereien, die ihm das notwendige Geld einbringen. Festgenommen gesteht er alles ein, behauptet aber, das sei kein Betrug gewesen, da er den festen Willen gehabt, es nachher zu bezahlen. Darüber ist er auch nicht zu belehren. Eine Untersuchung von 44 Gymnasiasten gleichen Alters mit einem ähnlichen (wenn auch milderem) Fall ergab, daß die überwiegende Mehrheit das nicht als Betrug und strafbar anerkannte. Übrigens hatte auch der erfahrene Ju-

gendrichter unter der Annahme einer leichten Urteilsschwäche eine sehr kleine Strafe verhängt. F. erkennt die Begründung nicht an, da Jugendliche allgemein so dächten. Indessen wurde nicht festgestellt, daß die Jugendlichen darin auch unbelehrbar seien, wie es hier der Fall war. — Ob die hier gefundenen Folgerungen bei weiteren Untersuchungen in diesem Umfang sich werden aufrecht-erhalten lassen, bleibt abzuwarten. Sicher ist es sehr verdienstvoll, einmal auf die Notwendigkeit und Möglichkeit einer exakten Untersuchung hingewiesen zu haben. Fr.

71. Haupt, M., Der pädagogische Sinn der Wertgefühle. 8^o (75 S.) Osterwieck 1932, Zickfeldt. M 2.50. — Die Psychologie der Gefühle wird hier auf die geisteswissenschaftliche Psychologie von Dilthey gegründet, in der allerdings das Verstehen der geistigen Zusammenhänge mehr zu seinem Recht kommt. Gut ist die Gegenüberstellung von Gefühl und Willen, die sich allmählich durchgesetzt hat. Daß das Gefühl das Selbstbewußtsein ausmache, ist freilich eine Übertreibung; ebenso die durchgehende Behauptung, daß die Werte nicht in Urteilen, sondern nur in (gegenständlichen) Gefühlen erfaßt werden. Gewiß ist das Werterlebnis für die Handlung wirkungsvoller, wenn Begeisterung dabei ist; aber das Wesentliche sind Verstand und Willenseinstellung, und sie müssen oft genügen. Mit Recht wird eine objektive Rangordnung der Werte verlangt, woraus indessen nicht folgt, daß das Gewissen immer unmittelbar weiß, wie man gut handle, ohne den Grund zu suchen. Das Hauptthema ist natürlich, wie die Schule die Werterlebnisse fördere, das Ästhetische, Sittliche und Religiöse. Beim Sittlichen wird gut gegenüber den früher beliebten Gesinnungsstoffen die Hebung des Gemeinschaftsgeistes und der Wert der Arbeit betont. Nur liegt die Pflicht nicht im Forderungscharakter der unvollendeten Arbeit; sie wird hier nicht erklärt. Am unbefriedigendsten ist die Behandlung des Religiösen, das in der Schule möglichst auf ein Minimum herabgedrückt werden sollte. Liest man freilich, was Verf. unter dem religiösen Erlebnis versteht: „der gebildete Mensch . . . mag in dem Sternenhimmel über sich und in dem unerschöpflichen Reichtum der Natur Göttliches ahnen“ (13), dann wird klar, daß es sich um einen „Ersatz“ für Religiosität handelt. Fr.

72. Molnar, E., Die Einstellung der Persönlichkeit und die Kunstbetrachtung: ArchGsmPsych 87 (1933) 231—286. — M. findet die ästhetischen Bewertungen von der wechselnden Einstellung der Zeit, des Individuums usw. abhängig. Naturalistische und idealistische Perioden wechseln ab und verstehen sich gegenseitig nicht. Im 18. Jahrhundert werden gelegentlich die Rembrandts Karikaturen genannt. Ein Fortschritt ist die wissenschaftliche Betrachtungsweise, die möglichst alle Gesichtspunkte berücksichtigt; man sieht dann vieles, was man sonst übersehen hätte. Doch ist die Forderung, alles durch die Brille seines Zeitalters zu sehen, gar nicht zu erfüllen. Nur wenige von uns können japanische Musik genießen. Verf. kommt zu den radikalen Schlüssen: Die ästhetischen Normen sind nicht allgemeingültig. Man darf von objektiven Werten in der Kunst nicht reden. Es gibt keine Kunstwerke, die für jeden Gültigkeit haben. Die meisten Leser werden bei aller Anerkennung großer subjektiver Schwankungen solche Folgerungen wohl übertrieben finden. Wenn man Fehlurteile, die einen Rembrandt für eine Karikatur, einen Raffael für Kitsch erklären, subjektiv aus der Einstellung des Beurteilers verstehen kann, zweifelt man doch nicht, daß die Urteile falsch sind. Fr.

73. Ach, Gerdessen, Kohlhagen u. Margaritzky, Finale Qualität (Gefügigkeit) und Objektion. Ergänzungsband 2 zu ArchGsmtPsych (366 S.) 1932. — Zwei Arbeiten von Gerdessen und Kohlhagen erforschen die „Gefügigkeit“ von Silben zu einer bestimmten Tätigkeit: Werden sinnlose Wörter oft so verarbeitet, daß immer einzelne Buchstaben darin umzustellen sind oder durch andere gegebene Buchstaben ersetzt werden, so sind sie nachher für die betreffende Tätigkeit, nicht aber für andere, gefügiger geworden; sie haben die Bereitschaft zu dieser Tätigkeit erlangt, setzen aber einer anderen eine Hemmung entgegen. — Eine Arbeit von Ach und Margaritzky beschreibt die sensorische Einstellung beim Gewichtheben. Bedingung ist, daß man öfter paarweise ein Gewicht von kleinerem und von größerem Volumen gehoben hat, die in Wirklichkeit gleich schwer sind. Werden dann zwei gleiche Gewichte nacheinander gehoben, so erscheinen sie nicht mehr gleich, sondern das zweite schwerer. Es wird dann der Unterschied dieser sensorischen Einstellung von der schon bekannten motorischen und ihr Zusammenwirken, mit- oder gegeneinander, erforscht. — Die Hauptbedeutung kommt der vierten zusammenfassenden Arbeit Achs zu, die eine Reihe sehr verschiedener Erscheinungen dem Begriff der „Objektion“ unterordnet (leichter verständlich wäre wohl das Wort „Projektion“ oder „Objektivation“). Dazu gehört schon die Gefühlsübertragung der Freude an leichter Tätigkeit, die später das Objekt angenehm erscheinen läßt; noch mehr aber eine gewisse Willensübertragung („voluntionale Objektion“), wenn eine oft wiederholte Tätigkeit immer mehr automatisch wird; der Willensakt verblaßt dann zu einer Tätigkeitsbereitschaft, einem Aufforderungscharakter des Objektes, schließlich zur objektiven finalen Qualität oder Zweckmäßigkeit für eine Leistung, wofür die Gefügigkeit einen Sonderfall bildet. Weiter ist unterzuordnen die sensorielle Projektion. Man kennt sie schon in der Projektion der Tastempfindungen an die Körperperipherie oder gar außerhalb des Körpers. Ihre Theorie klärt auch die Gewichtstäuschungen, sowohl die Materialtäuschung wie die behandelte sensorische Einstellung. Die individuell verschiedene Fähigkeit dieser Projektionen (die „Objektionsfähigkeit“) hängt mit dem Typus zusammen; sie findet sich typisch beim Extravertierten, beim Schizothymiker und geht auch der Suggestibilität parallel. Fr.

74. Brown, J. F., Über die dynamischen Eigenschaften der Realitäts- und Irrealitätsschichten: PsychForsch 18 (1933) 2—26. — Verf. nennt eine Leistung real, wenn sie dem Handelnden als sehr wichtig erscheint, unreal, wenn sie als nebensächlich ohne Folgen erscheint. (Diese Benennung dient wohl nicht der Klarheit.) Es war schon bekannt, daß Handlungen, die abgebrochen wurden, länger behalten werden, als andere, die vollendet worden waren. Kann man vielleicht an der Dauer des Behaltens den „Realitätsgrad einer Aufgabe“ messen? Die musterhaft durchgeführte Untersuchung bestätigt das in der Tat. Die realen Aufgaben wurden als Intelligenzprüfungen vorgelegt, die für die angehenden Universitätsstudenten Folgen haben würden; dazwischen wurden gleich schwere Aufgaben eingeschaltet, die als Zeitaufüllung erschienen. Dann waren unmittelbar nach der Prüfungsstunde von beiden Arten Aufgaben ungefähr gleich viele behalten (von den realen nur wenig mehr); aber die späteren Prüfungen ergaben, daß während der folgenden Woche die Zahl der behaltenen realen Aufgaben nicht abnahm, während die der unrealen auf die Hälfte sank. Der

naheliegende Einwand, daß man auf die wichtig erscheinenden Aufgaben mehr Mühe verwendet habe, was besser einprägte, wurde durch einen Kontrollversuch widerlegt. Am Schluß einer Prüfungsstunde wurde gesagt, die Angabe der Aufgaben sei falsch gewesen; die als nebensächlich genannten seien die Intelligenzprüfungen gewesen, die man behalten solle. Da wurden die „zu realen gemachten“ Aufgaben fast ebenso im Behalten bevorzugt wie vorher. Diese Feststellungen sind der Kern der Arbeit. — B. schließt daran im Sinn der Lewinschen Lehren eine mechanistische Erklärung: das Medium für die realen Leistungen sei dichter, das für die irrealen flüssiger; ein gespanntes System bleibe in einem dichten Medium länger gespannt. Diese Erklärung psychischer Eigenschaften aus gleichnamigen physikalischen der Nervenprozesse ist sicher keine naheliegende Hypothese. Wie beispielsweise die Verkündigung am Ende der Stunde, es seien nicht die angegebenen Aufgaben zu behalten, sondern die anderen, alle körperlichen Systeme in ihrer Spannung und ihr Medium in der Dichte umändert, ist sicher nicht physikalisch verständlich. Da liegen doch die bekannten psychologischen Erklärungen näher, die man für den Unterschied des Behaltens des auf kurze oder längere Zeit Gelernten gibt.

75. Peters, W., Rassenpsychologie: „Rasse und Geist“ 28 bis 57. — Besonders wichtig auf diesem Gebiet ist die differentiell-psychologische Methode, die durch Beobachtung und Experiment den Durchschnittstypus zu ermitteln sucht. In der Intelligenz fand sich in den Vereinigten Staaten der Rückstand der Neger gegenüber der weißen Bevölkerung 15—20%, derjenige der in sehr primitiven Verhältnissen lebenden Indianer noch größer. Chinesen und Japaner standen den Amerikanern kaum nach, obwohl sie durch ihre Zweisprachigkeit bei den üblichen Tests benachteiligt waren. Diese Prüfungen betonen ja stark das Sprachliche, womit das Abstrakt-Begriffliche erfaßt wird; andererseits ist ein zweisprachiges Kind der fremden Sprache nicht in gleichem Grade mächtig. Gegenüber der Ansicht, die den Einfluß der Umgebung gegenüber der Vererbung zu sehr zurücksetzt, weist P. auf Untersuchungen hin, nach denen Kinder aus der niedersten sozialen Schicht, wenn sie schon im ersten Lebensjahr in ein gehobenes Milieu kommen, ganz überwiegend eine überdurchschnittliche Intelligenz zeigen. Er sieht darin den Beweis, daß nicht die fertige psychische Eigenschaft vererbt wird, sondern nur die Anlage dazu, die erst durch die Umwelt zu einer Eigenschaft ausgebildet wird.

76. Katz, Rosa, Das Erziehungssystem der Maria Montessori. 2. erw. Aufl. 80 (76 S.). Rostock 1932, Hinstorff. M 1.35. — Das interessante Büchlein beabsichtigt, die Erzieher vorschulpflichtiger Kinder in das Wesentliche der Montessorimethode einzuführen. In einer dem spontanen Interesse der Kinder abgelauchten Stufenfolge werden die Sinne geübt, wie das Unterscheiden der Schwere, das Benennen der Formen und Farben, die Sicherheit der Bewegungen, die deutliche gute Sprache; besonders aber das richtige Verhalten, geräuschlos sich setzen und aufstehen, sich an- und auskleiden, waschen, das Zimmer reinlich halten; die Erziehung zum guten geselligen Verkehr, zu Selbstzucht und Sitte; schließlich auch Lesen, Schreiben und der Anfang des Rechnens. Manche theoretisch tiefer dringende Frage, wie die Vereinigung der Freiheit der Tätigkeit, des Ausschlusses von Bestrafung und Belohnung mit der Erziehung zu Selbstzucht und Gehorsam, ist aus der notgedrungen kurzen Darstellung allerdings nicht ganz zu ersehen. — Das Büchlein dürfte seinem Zweck sehr gut entsprechen.